

Mutterschaft, Vaterschaft

Herausgegeben von

Wassilios E. Fthenakis und Martin R. Textor

Weinheim/Basel: Beltz Verlag 2002

Inhaltsverzeichnis

Wassilios E. Fthenakis und Martin R. Textor Vorwort	4
Steven Mintz Mütter und Väter in Amerika: Ein Blick zurück	6
Mutterschaft	26
Martin R. Textor Mutterwerdung – Mutterschaft	27
Elisabeth Sander Mutterschaft in Teilfamilien	48
Lois Wladis Hoffman Berufstätigkeit von Müttern: Folgen für die Kinder	63
Vaterschaft	81
Wassilios E. Fthenakis Mehr als Geld? Zur (Neu-)Konzeptualisierung väterlichen Engagements	82
James A. Levine und Todd L. Pittinsky Vaterschaft und Erwerbstätigkeit	110
Wassilios E. Fthenakis und Arndt Ladwig Homosexuelle Väter	118

Elternschaft	143
Rob Palkovitz und Loren Marks Die Kultivierung von Vaterschaft und Mutterschaft: Eine Analyse von Trends in der Familienerziehung	144
Bernhard Kalicki, Gabriele Peitz und Wassilios E. Fthenakis Subjektive Elternschaftskonzepte und faktische Rollenausübung: Theoretische Überlegungen und empirische Befunde	158
Kay P. Bradford und Alan J. Hawkins Die Entstehung der generativen Kindererziehung: Intimität und ihre Implikationen für Generativität	172
Autorinnen und Autoren	192

Vorwort

Schon früh wurde die große Bedeutung von Mutterschaft und Vaterschaft für den einzelnen Menschen und die Gesellschaft erkannt. So schrieb zum Beispiel Aristoteles in der Nikomachischen Ethik: „Die Freundschaft zwischen Mann und Frau scheint auf der Natur zu beruhen. Denn der Mensch ist von Natur noch mehr zum Beisammensein zu zweien angelegt als zur staatlichen Gemeinschaft, sofern die Familie ursprünglicher und notwendiger ist als der Staat und das Kinderzeugen allen Lebewesen gemeinsam ist. Die andern freilich beschränken ihre Gemeinschaft gerade darauf, bei den Menschen besteht sie aber nicht nur um der Kinderzeugung willen, sondern wegen der Lebensgemeinschaft. Denn die Aufgaben sind von vorneherein differenziert und verschieden bei Mann und Frau. Also helfen sie einander, indem jedes das Seinige zum Gemeinsamen beiträgt. Darum scheint wohl das Nützliche wie auch das Angenehme in dieser Freundschaft vorhanden zu sein. Sie wird auch auf Tugend begründet sein, wenn sie beide tugendhaft sind. Denn jedes von beiden hat seine Tugend, und sie werden sich daran freuen“ (VII, 14).

Aufgrund der großen Bedeutung von Mutterschaft und Vaterschaft für den Einzelnen, für das Zusammenleben von Frau und Mann, für Erziehung und Sozialisation der Kinder, für die Reproduktion der Gesellschaft u.v.a.m. haben sich Philosoph/innen, Theolog/innen, Politiker/innen, Psycholog/innen, Soziolog/innen, Pädagog/innen und andere Berufsgruppen seit jeher intensiv mit Elternschaft befasst. Die im Verlauf von mehr als zwei Jahrtausenden entstandene Fachliteratur ist nicht mehr überschaubar.

Weshalb haben wir trotz dieser Flut von Veröffentlichungen den Ihnen nun vorliegenden Sammelband herausgegeben? Mutterschaft und Vaterschaft unterliegen starken soziokulturellen Einflüssen, ihr Erscheinungsbild wandelt sich fortwährend. In diesem Buch werden einige Entwicklungslinien bei Elternschaft und Familienerziehung nachgezogen, wird ihre „Kultivierung“ beschrieben (siehe die Beiträge von Steven Mintz sowie Rob Palkovitz und Loren Marks). Die großen Veränderungen bei der Vaterrolle werden herausgearbeitet und neue Phänomene wie z.B. Vaterschaft bei homosexuellen Vätern beleuchtet (Beiträge von Wassilios E. Fthenakis). Aber auch aktuelle Probleme wie Alleinerzieherschaft (Kapitel von Elisabeth Sander) und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf werden aktualisiert – wobei deutlich wird, dass Letzteres nicht nur ein Problem von Müttern ist (Beiträge von Lois W. Hoffman sowie James A. Levine und Todd L. Pittinsky). Abgerundet wird das Buch durch ein Kapitel über den Prozess der Mutterwerdung (Martin R. Textor)

und ein weiteres mit aktuellen Forschungsergebnissen über den Zusammenhang zwischen Elternschaftskonzepten und faktischer Rollenausübung (Bernhard Kalicki, Gabriele Peitz und Wassilios E. Fthenakis). Zum Schluss wird Elternschaft unter dem Gesichtspunkt der Generativität betrachtet und die Bedeutung der Ehequalität für das Gelingen der Familienerziehung herausgestellt (siehe Beitrag von Kay P. Bradford und Alan J. Hawkins).

Zum Schluss möchten wir allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an diesem Sammelband danken, die viel Geduld mit den Herausgebern gehabt haben. Besonderer Dank gebührt Herrn Peter E. Kalb vom Beltz Verlag für seine Aufgeschlossenheit für unser Buchprojekt und für seine Kooperationsbereitschaft.

Steven Mintz*

Mütter und Väter in Amerika: Ein Blick zurück

Die Familienrollen von Männern und Frauen werden nicht von der menschlichen Natur, der Biologie oder der Psychologie bestimmt. Vielmehr sind sie die Produkte besonderer historischer Umstände, gesellschaftlicher Prozesse und Ideologien; sie unterscheiden sich stark entsprechend der Rasse, Religion und jeweiligen Epoche. Weit entfernt davon, festgeschriebene und statische Kategorien zu sein, sind Mutterschaft und Vaterschaft soziale, kulturelle und ideologische Konstrukte. Ihre gesellschaftliche Definition und Bedeutung verändern sich, variieren und werden immer wieder hinterfragt (Hacking 1999).

Während der letzten 300 Jahre haben sich die vorherrschenden kulturellen Ideale von Vaterschaft und Mutterschaft dramatisch gewandelt. Auf den folgenden Seiten wird der Umschwung in der Geschichte Nordamerikas von dem Ideal der Kolonialzeit vom Patriarchen des Hauses und von der Hausmutter hin zum Ideal des männlichen Familienernährers und liebevollen Vaters sowie der nicht erwerbstätigen Hausfrau und Mutter von Mitte des 20. Jahrhunderts skizziert. Im Beitrag wird dann das Aufsplittern und Politisieren der Ideale von Vaterschaft und Mutterschaft während der letzten 50 Jahre untersucht.

Heute bewegen sich die Medienbilder von Vaterschaft zwischen dem liebevollen „neuen“ Vater bzw. der „männlichen Mutter“, die Hausarbeit und Kindererziehung zu gleichen Teilen übernimmt, einerseits und dem sich tot stellenden Vater bzw. den seine Frau schlagenden oder seine Kinder missbrauchenden Mann andererseits. Juristische Definitionen von Vaterschaft umfassen Stiefväter und Pflegeväter ohne biologische Bande zu ihren Kindern ebenso wie viele außenstehende Väter oder Samenspenden mit wenig oder überhaupt keiner emotionalen Bindung an ihre Nachkommen (Griswold 1993).

Genauso wenig gibt es heute ein einziges vorherrschendes Bild von Mutterschaft. Die volkstümliche Kultur präsentiert uns eine außerordentlich große Bandbreite von Mutterbildern: liebevoll, empathisch, involviert, aber auch überbehütend, erdrückend, vernachlässigend, aufdringlich, ablehnend, kalt und narzisstisch. Auch die Soziologie zeigt viele Formen von Mutterschaft auf: Neben der „traditionellen“ Hausfrau und Mutter gibt es Alleinerziehende, geschiedene Mütter, lesbische Mütter und erwerbstätige Mütter. Die Entwicklung neuer reproduktiver Technologien

* Aus dem Amerikanischen übersetzt von Martin R. Textor.

hat zu Müttern mit radikal andersartigen Beziehungen zu ihren Kindern geführt: So mag eine Mutter eine Eispenderin oder eine Leihmutter sein, die ein fremdes Kind austrägt. Zur gleichen Zeit ermutigt die „offene Adoption“ viele leibliche Mütter, neben den Adoptivmüttern Kontakt zu ihren Kindern zu halten (Thurer 1994).

Vaterschaft und Mutterschaft sind genauso tief eingebettet in den historischen Prozess wie irgendeine andere gesellschaftliche Institution. Dieser einführende Beitrag behandelt die Antriebskräfte und Implikationen von drei Jahrhunderten Wandel in den Familienrollen von Männern und Frauen.

Zentrale Themen in der Geschichte von Mutterschaft und Vaterschaft

Vier zentrale Themen werden sich aus unserer Untersuchung der Geschichte von Vaterschaft und Mutterschaft ergeben: Das erste ist, dass sich die Familienrollen von Männern und Frauen nicht in eine einzige Richtung entwickelt haben. Es ist in den letzten Jahren üblich geworden, die Geschichte von Mutterschaft und Vaterschaft als einen langfristigen Wandel von Patriarchat und Hierarchie hin zu wachsendem Egalitarismus und Androgynität zu diskutieren. Ich werde argumentieren, dass dieses Modell des historischen Wandels nicht ausreicht, um die Komplexität geschichtlicher Veränderungen zu erfassen.

Ein zweites zentrales Thema ist, dass es nie eine einzige eindeutige Familienrolle für Frauen oder Männer gegeben hat. Vielmehr variierten Mutterschaft und Vaterschaft entlang der Linien von Rasse, Volkszugehörigkeit, Schicht und Religion – sowie über diese hinweg. Ich meine, dass die Vielfalt, die heute die Rollen von Vätern und Müttern charakterisiert, den Mangel an Einheitlichkeit widerspiegelt, den man in der Geschichte findet.

Drittens werden wir die an Bedeutung zunehmende Rolle des Staates und von professionellen Diensten untersuchen, die zur Veränderung der Mutter- und Vaterrollen beitragen. Während des 20. Jahrhunderts haben die Regierung und eine Vielzahl öffentlicher Institutionen Verantwortung übernommen für Aufgaben, die früher weitgehend Vätern überlassen wurden. Trotz wiederholter Bemühungen des Staates, die Vaterrolle zu stützen, ist der langfristige Trend eine Schwächung der Familienrollen von Männern. Zur gleichen Zeit haben Ärzte, Psychologen, Experten für Kindererziehung und andere Autoritäten die Normen geändert, welche die Mutterrolle geprägt und geleitet haben. Während ihre Bemühungen darauf abzielten, das Selbstvertrauen von Müttern zu stärken, hatte das ironischerweise auch die Folge, dass sich Mütter nicht mehr sicher sind, wie man Kinder richtig erzieht.

Als Viertes und Letztes werden wir sehen, dass die Rollen und der Status von Männern und Frauen in ihrem Heim untrennbar mit ihrer Beziehung zu Arbeit und Produktion verknüpft sind. In der Geschichte war die Autorität von Männern in ihrer Familie verankert in ihrer Verfügungsgewalt über den Besitz, ihrer Kontrolle über das Handwerk oder ihrer Rolle als Hauptnährer der Familie. In den letzten Jahren, als eine zunehmende Anzahl von Frauen erwerbstätig wurde, ist das Geldverdienen – die zentrale Komponente der Vateridentität für ein Jahrhundert und ein bedeutender Faktor, der die für familiäre Verpflichtungen zur Verfügung stehende Zeit bestimmt – zu einer von Frauen und Männern geteilten Verantwortung gewor-

den. Diese Entwicklung stellt viele ältere Vorstellungen über angemessene familiäre Rollen von Männern infrage.

Meine darüber hinausgehende Argumentation ist, dass die Geschichte von Mutterschaft und Vaterschaft mit der Transition von der „körperschaftlichen Familienökonomie“ – einer Produktionsform, für die die Familienfarm oder ein Handwerkerhaushalt der Kolonialzeit typisch war – über die „Familieneinkommensökonomie“ – in der der Ehemann bzw. Vater der einzige oder wichtigste Geldverdiener in der Familie war – zur zeitgenössischen „Einzeleinkommensökonomie“ verknüpft ist, in der von jedem Erwachsenen erwartet wird, dass er ein eigenes Einkommen verdient. Wie wir sehen werden, wurde jede dieser „Familienökonomien“ von ihren eigenen unverwechselbaren ideologischen und demografischen Charakteristika, Formen der Arbeitsteilung sowie emotionalen und Machtbeziehungen begleitet. Heute ist jedoch auffallend, dass die Konzeptionen von Vaterschaft und Mutterschaft problematischer und politisch umstrittener sind als zu irgendeiner Zeit in der Vergangenheit.

Vaterschaft und Mutterschaft in der Kolonialzeit

Die jüngste Forschung präsentiert uns zwei widersprüchliche Bilder von der Familie in der Kolonialzeit. Auf der einen Seite wurde die Kolonialzeit als eine Periode bemerkenswerter Gleichheit zwischen den Geschlechtern beschrieben. Da es keine scharfe Trennung zwischen Heim und Arbeitsplatz oder zwischen produktiven und reproduktiven Aktivitäten gab, wurde argumentiert, dass Mütter sich eines höheren Status und einer viel weiteren Bandbreite von Rollen erfreuten, als dies in der Folge der Fall sein würde. Die Väter interagierten – laut dieser Sichtweise – viel häufiger und aktiver mit ihren Familienmitgliedern, als sie dies in der späteren Geschichte Nordamerikas tun würden (Demos 1986). Neben diesem Bild der Flexibilität existiert jedoch das entgegengesetzte Bild vom Patriarchat in der Kolonialzeit – von Ehemännern und Vätern, die ihre Frauen und Kinder dominierten (Amussen 1988; Morgan 1965; Norton 1996; Schochet 1975; Wilson 1999).

An beiden dieser Sichtweisen ist etwas Wahres. Die amerikanischen Kolonien übernahmen eine Konzeption von der Familie als einer patriarchalischen Einheit, in der von allen Haushaltsmitgliedern erwartet wurde, unter der Leitung des Ehemannes und Vaters zu arbeiten. Die väterliche und männliche Autorität war Teil der „großen Kette des Seins“, die jedes Wesen in eine Abfolge von Autorität und Unterordnung einband, die ihren Anfang bei Gott nahm. Die protestantische Reformation erhöhte die väterliche Autorität innerhalb des Haushaltes. Die Grundsätze des frühen Protestantismus besagten, dass Hierarchie und väterliche Autorität wesentlich für ein erfolgreiches Funktionieren von Familien seien (Norton 1996; Ozment 1983).

Weit davon entfernt, ein abstrakter Satz von Ideen zu sein, wurde während der Kolonialzeit das Patriarchat auf vielfältige Weise symbolisiert. Ein zentrales Symbol väterlicher Dominanz bestand darin, dass der Mann in einem Sessel saß, während die anderen Familienmitglieder auf Bänken oder Stühlen saßen. Der Sessel war sozusagen sein Thron. In ihren Briefen fragten Männer selten ihre Ehefrauen

um Rat. Im Allgemeinen sprachen sie ihre Frauen in ihrer Korrespondenz mit herabsetzenden Begriffen wie „Liebes Kind“ an, während ihre Frauen sie mit „Herr“ anredeten und ihre Briefe mit „Ihre treue und gehorsame Frau“ unterzeichneten. Trotzdem muss betont werden, dass die Ideologie des Patriarchats mit einem überraschenden Grad an Flexibilität im tatsächlichen Verhalten koexistierte (Greven 1977; 1991; Koehler 1980; Morgan 1965; Norton 1996).

Obgleich Religion und Gesetz eine hierarchische Ordnung der Familienbeziehungen vorschrieben, betrachteten die Protestanten des 17. Jahrhunderts die Kameradschaft und Intimität der Ehe als eines der Elemente, die dem Leben Sinn geben. Die Kolonialgesetze verlangten von Ehemännern, mit ihren Frauen zusammenzuleben, sie finanziell zu unterhalten, alle Schulden zu übernehmen, die ihre Frauen vor der Ehe gemacht hatten, und Geldstrafen für ein kriminelles Verhalten ihrer Frauen zu zahlen. Außerdem begrenzten der gesellschaftliche Druck und das Gesetz die Autorität von Männern in ihren Familien. Das puritanische Connecticut und Massachusetts verabschiedeten einige der ersten Gesetze in der Geschichte gegen das Verprügeln der Ehefrau, gegen Ehebruch und Unzucht. Diese Kolonien kannten auch das Recht der Ehescheidung und Wiederheirat in Fällen des Verlassenwerdens, des Ehebruchs und extremer körperlicher Grausamkeit. Ferner verboten sie „jede unnatürliche Strenge“ gegenüber Kindern (Mintz 1992; Norton 1996; Ozment 1983).

Im Vergleich zur Familie von heute erfüllte der Haushalt im 17. Jahrhundert eine größere Bandbreite an Funktionen. Auch hatte er durchlässigere und flexiblere Grenzen. Er erfüllte eine Vielzahl produktiver, bildender, religiöser und karitativer Funktionen, die in der Folge an andere Institutionen abgetreten wurden. In erster und vorderster Linie war er eine Einheit der ökonomischen Produktion, deren Größe und Zusammensetzung entsprechend des Arbeitskräftebedarfs variierten (Mintz/Kellogg 1988). Im Haushalt war die Arbeitsteilung viel weniger spezialisiert oder festgeschrieben, als dies später der Fall sein würde. Dies traf besonders auf Frauen zu. Die Historikerin Laurel Thatcher Ulrich (1982) hat Mutterschaft im 17. Jahrhundert treffend als extensiv denn als intensiv beschrieben. Haushalte waren arbeitsreiche und oft überfüllte Orte, wo die Verantwortung für Kindererziehung mit anderen Anforderungen an die Zeit der Frau ausbalanciert werden musste. Mütter waren nicht nur verantwortlich für die Ernährung, Bekleidung, Überwachung und Bildung ihrer eigenen Kinder, sondern auch für die Anleitung, Disziplinierung und Ausbildung der Lehrlinge und Dienstboten. Ferner mussten sie ihrem Ehemann bei der Arbeit helfen. Eine Hausfrau sollte eine geschickte Spinnerin, Näherin und Strickerin sein, Lebensmittel verarbeiten, brauen und kochen, den Garten produktiv bestellen, Haushaltsutensilien selbst herstellen und mit anderen erfolgreich handeln können. Anstatt ihre Liebe und Aufmerksamkeit einer kleinen Zahl von Kindern zu widmen, mussten sich Mütter um eine große Anzahl von Verwandten und Nicht-Verwandten kümmern, einschließlich von Untermietern, Dienstboten und Lehrlingen. Im Neuengland des 17. und 18. Jahrhunderts gebar eine Frau in der Regel sieben bis zehn Kinder (a.a.O.).

Während des 17. Jahrhunderts erlebten viele Kinder mehr als eine Mutterfigur. In England und Frankreich wurden viele Kinder aus der mittleren und oberen Schicht an Ammen fortgegeben, die sie mehrere Monate lang stillten. Dieses Ammenwesen

war im kolonialen Amerika weniger üblich, aber nicht unbekannt. Ältere Töchter und Dienstboten halfen oft den Müttern, jüngere Kinder zu betreuen. Schon im Alter von sechs oder sieben Jahren wurden viele Kinder aus dem Haus gegeben, um als Dienstboten oder Lehrlinge zu arbeiten oder ein Internat zu besuchen. Die kurze Lebenserwartung bedeutete, dass es viele Stiefmütter, Stiefväter und Waisen gab. Die Sprache belegte die Häufigkeit mehrerer Mutterfiguren: Eine Hebamme wurde manchmal als „good mother“, ältere Schwestern wurden als „little mothers“ und Negerklavinnen, die weiße Kinder stillten, als „mammies“ bezeichnet. Manche Männer und Frauen, die keine eigenen Kinder hatten, beteiligten sich an der Erziehung junger Menschen. Die gesellschaftlichen Bräuche förderten verschiedene Formen der Verteilung von Kindern – von dem Verdingen und der Lehre bis hin zur Inpflegegabe und informellen Adoption (May 1995).

In mancherlei Hinsicht spielten Väter eine aktivere Rolle im häuslichen Leben, als dies zwei Jahrhunderte später der Fall sein würde. Sie waren hauptsächlich dafür verantwortlich, ihren Kindern das Lesen und Schreiben beizubringen, das Beten anzuleiten und die Jugend in Landwirtschaft oder Handwerk auszubilden. Die Väter übernahmen auch die meiste Korrespondenz mit Angehörigen. Leitfäden für den Haushalt oder Erziehungsratgeber wurden an Männer gerichtet, nicht an ihre Ehefrauen. Vom Gesetz her wurden Väter als primäre Elternteile gesehen. Väter, nicht Mütter, erhielten das Sorgerecht nach einer Scheidung oder Trennung. In Neuengland der Kolonialzeit wurde von einem Vater verlangt, seiner Familie vorzubeten sowie seinen Kindern und Dienstboten den Katechismus zu lehren. Er hatte das Recht, ausfallend werdende oder aufsässige Ehefrauen, störende Kinder und widerspenstige Dienstboten zurechtzuweisen und zu bestrafen. Ferner übte er laut Gesetz die Kontrolle über die Dienstleistungen und Arbeit seiner Kinder sowie über den Besitz und die Einnahmen seiner Ehefrau aus. Darüber hinaus war er dafür verantwortlich, für seine Kinder einen Beruf auszusuchen, musste der Eheschließung seiner Kinder zustimmen und konnte nach freiem Ermessen den Familienbesitz verteilen (Mintz/Kellogg 1988).

Jedoch wäre es ein Fehler, die Beteiligung von Männern am Familienleben während der Kolonialzeit zu übertreiben oder zu romantisieren. Obgleich Männer Bindungen an sehr kleine Kinder haben und ihnen gegenüber liebevoll sein mochten, gibt es keine Belege dafür, dass sie sich an der alltäglichen Versorgung von Säuglingen und Kleinkindern beteiligten. Wechseln der Windeln, Baden, Kochen und andere tagtägliche Aufgaben der Kinderbetreuung wurden den Ehefrauen, älteren Töchtern oder Dienstboten überlassen (a.a.O.).

Themen und Variationen

Es gab im kolonialen Amerika bedeutende regionale Unterschiede hinsichtlich der Familienrollen von Männern und Frauen. Im puritanischen Neuengland begann die patriarchalische Konzeption des Familienlebens, sich schon nach 1670 aufzulösen, während in den Chesapeake Kolonien von Maryland und Virginia eine patriarchalischere Struktur von Beziehungen erst richtig in dem späten 17. und dem 18. Jahrhundert entstand (Moran 1991).

Viele Puritaner der ersten und zweiten Generation strebten danach, Familienpatriarch zu werden. Indem sie ihr „Herumirren in der Wildnis“ mit der 40-jährigen Wanderung der alten Hebräer durch die Wüste verglichen, versuchte die erste Generation, eine hierarchische Form des Familienlebens wiederzubeleben, die sich in England schon auflöste. Diese Männer tendierten dazu, die Familie in dynastischen und korporativen Begriffen zu konzeptualisieren. Sie wollten ihre Kinder in der Nähe behalten und ihr Patrimonium von einer Generation zur nächsten weitergeben (Ditz 1986; Greven 1970; Shammass/Salmon/Dahlin 1987).

Diese Betonung der familialen Kontinuität wurde in der Namensgebung, den ökonomischen Strategien und den Testamenten deutlich. Im Vergleich zu anderen Englisch sprechenden Menschen nannten sie häufiger die erstgeborenen Söhne nach sich selbst. Da sie die Familie als ein korporatives Wirtschaftsunternehmen betrachteten, übten sie strenge Kontrolle über ihre Kinder aus, insbesondere die Söhne. Sie überwachten Ausbildungsverhältnisse genau, belehrten ihre Kinder explizit (auch wenn diese bereits das Erwachsenenalter erreicht hatten), kontrollierten sexuelle Kontakte und übernahmen eine aktive Rolle hinsichtlich Partnersuche und Eheschließung ihrer Kinder (Ditz 1986; Fischer 1989; Greven 1970; Norton 1996; Shammass/Salmon/Dahlin 1987).

Demografische Umstände, die wirklich einzigartig waren, machten diese patriarchalische Rolle möglich. Wegen ihrer kalten Winter und geringen Bevölkerungsdichte war das Neuengland des 17. Jahrhunderts zur damaligen Zeit vielleicht die gesündeste Region der Welt. Nach einer Periode hoher Sterblichkeit nahm die Lebenserwartung schnell bis zu einem Wert zu, der mit dem heutigen vergleichbar ist. Die lange Lebensdauer ermöglichte die Entstehung klar abgegrenzter Altersstrukturen (Mintz/Kellogg 1988).

Andere demografische Umstände trugen ebenfalls zur patriarchalischen Konzeption der Rollen von Männern bei: Ehemänner waren signifikant älter als ihre Frauen – im Durchschnitt vier oder fünf Jahre – und versuchten, noch älter auszusehen, indem sie weiße Perücken und kunstvoll gearbeitete Westen trugen. Da nahezu alle Frauen verheiratet waren (zwischen 95 und 98%), war es für eine Frau eine nahezu universelle Erfahrung, die Unterordnung gegenüber ihrem Vater gegen die Unterordnung gegenüber ihrem Ehemann zu tauschen (ohne die Unterbrechung durch eine Periode relativer Freiheit, die Vorkriegsamerikaner „girlhood“ nannten, als junge Frauen kurzzeitig außerhalb erwerbstätig waren) (Ulrich 1982).

Nur wenige Institutionen konkurrierten mit der Autorität eines Vaters. Obwohl Gesetze die Gründung von Schulen vorsahen, wurden die meisten Kinder informell gebildet. Während Kinder im Alter von sieben bis zwölf Jahren häufig für eine befristete Zeit als Lehrlinge oder Dienstboten außer Haus gegeben wurden, lebten die meisten Jugendlichen daheim unter dem wachsamen Auge ihres Vaters. Die vorhandenen Belege lassen vermuten, dass Väter wirklich eine aktive Rolle bei Entscheidungen spielten, die Berufswahl, Partnersuche und Eheschließung betrafen. Um in Kontrolle zu bleiben, weigerten sich Väter gewöhnlich, ihren Landbesitz vor ihrem Tod an ihre Söhne zu übertragen. So blieben ihre Nachkommen jahrelang abhängig. Die Söhne erreichten erst im mittleren Erwachsenenalter die für diese Lebensphase ansonsten typische Autonomie (Ditz 1986; Greven 1970; Shammass/Salmon/Dahlin 1987).

Es ist jedoch bemerkenswert, wie schnell diese patriarchalische Konzeption an Bedeutung verlor. Schon in der zweiten und dritten Generation unterminierten die hohen Geburtenraten und die zunehmende geografische Mobilität die patriarchalische Ordnung. Die Väter hatten nicht mehr genügend Landbesitz, um ihre Söhne daheim zu halten. Der mangelnde Anreiz, zu Hause zu bleiben, die zunehmenden Möglichkeiten bei der Berufswahl und neue Einkommensquellen in Häfen und Städten ließen viele junge Männer aus ihrem Elternhaus ausziehen, was die patriarchalische Autorität schwächte. Eine abgegrenzte Subkultur für Jugendliche – frei von der Kontrolle durch Erwachsene – entstand langsam, als junge Männer Milizen, Freiwilligenverbänden und religiösen Gruppen beitraten. Die externen Kontrollen, die von Kirchen, Gerichten und Eltern dem sexuellen Verhalten von jungen Menschen auferlegt worden waren, ließen in ihrer Effektivität nach – eine Entwicklung, die sich in einer starken Zunahme nicht ehelicher Geburten und vorehelicher Schwangerschaften zeigte. Väter verloren auch immer mehr die Macht, den Zeitpunkt der Eheschließung ihrer Kinder zu bestimmen (Mintz/Kellogg 1988).

Klassenspezifische, regionale, ethnische und religiöse Unterschiede charakterisierten die Familienrollen und Beziehungen von Männern und Frauen während der Kolonialzeit. Die Familien, die von Quäkern in Pennsylvania, New Jersey und Delaware gegründet wurden, waren viel weniger autoritär und patriarchalisch als jene in Neuengland. Bei weitem nicht so besorgt wie Puritaner um die „Lasterhaftigkeit von Säuglingen“ oder die „Erbsünde“, versuchten Quäker, die kindliche „Unschuld“ zu erhalten, indem sie ihre Kinder in einer warmen und liebevollen Umgebung aufzogen. Im Gegensatz zu den Puritanern von Neuengland betonten sie auch die frühe Autonomie ihrer Kinder. Sie versahen ihre Töchter frühzeitig mit einer Aussteuer und ihre Söhne mit genügend Landbesitz, um ihnen eine Grundlage für ein unabhängiges Leben zu geben. Die Familien von Quäkern legten auch viel mehr Wert als puritanische auf die mütterliche Erziehung (Fischer 1989; Levy 1988).

In den Chesapeake-Kolonien von Maryland und Virginia – in starkem Kontrast zu Neuengland – verlief hingegen der Trend in Richtung auf zunehmende väterliche Autorität. Ein Hauptgrund für diesen Umschwung war demografisch: Je weiter südlich, umso unausgeglichener war das Verhältnis zwischen den Geschlechtern und umso höher war die Sterblichkeit. In Neuengland war das Verhältnis relativ gleich, mit drei Männern auf zwei Frauen in der ersten Generation. In den New Netherlands kamen jedoch zwei Männer und in Chesapeake sechs Männer auf eine Frau. Während die Bevölkerung in Neuengland schon um 1630 herum selbst erhaltend war, erreichten dies New Jersey und Pennsylvania nicht vor 1660 bis 1680 und Virginia erst nach 1700 (Kulikoff 1986; Rutman/Rutman 1984).

Während des 17. Jahrhunderts machten die hohe Sterblichkeit und das unausgeglichene Verhältnis zwischen den Geschlechtern es unmöglich, dieselbe Art einer stabilen patriarchalischen Familie zu gründen, wie dies in Neuengland geschah. In der Region des Chesapeake endete die Hälfte aller Ehen innerhalb von sieben oder acht Jahren mit einem Todesfall, und die Hälfte aller Kinder verlor ihren Vater vor der Eheschließung. Die Sterblichkeit war so groß, dass sogar oft schon die Zweitehe des verwitweten Elternteils durch den Tod aufgelöst wurde, bevor ein Kind das Erwachsenenalter erreichte. Unter diesen Umständen waren die meisten Familien in Chesapeake hoch komplexe Einheiten, die aus einer komplizierten Verbindung von

Stiefeltern, Stiefkindern, Mündeln, Halbbrüdern und -schwestern bestand. Die hohe Sterblichkeit führte zu einer Gesellschaft, die dem erweiterten verwandtschaftlichen Netzwerk relativ mehr Bedeutung beimaß als der Kleinfamilie. Noch bis zur Amerikanischen Revolution konnten nur wenige Männer in den südlichen Kolonien zuversichtlich sein, dass sie ihren Besitz direkt an ihre Söhne übertragen können. Und selbst im 20. Jahrhundert ist es bei Familien im Süden üblicher als im Norden Amerikas, die Nachnamen als Vornamen zu verwenden, was die noch anhaltende Bedeutung der Identität als erweiterte Familie unterstreicht (Kulikoff 1986; Rutman/Rutman 1984; Wyatt-Brown 1982).

Zwischen 1690 und 1760 – als die Sterblichkeit zurückging, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ausgeglichener wurde und Ehen länger dauerten – entstanden langsam stabilere patriarchalische Familienbeziehungen in den Chesapeake-Kolonien. Jedoch war die Art des Patriarchats ganz anders als in Neuengland. Nach außen hin waren die Beziehungen zwischen Vätern und Kindern sogar noch hierarchischer als in Neuengland; so sprachen im Süden viele Söhne ihre Väter in Briefen als „Herr“ oder „Sehr geehrter Herr“ an. Und natürlich versuchten viele Plantagenbesitzer, ihre Söhne zu Gentlemen heranzubilden sowie die Entscheidungen ihrer Nachkommen bezüglich Ausbildung und Eheschließung zu beeinflussen. Viele Beziehungen von Plantagenbesitzern und ihren Kindern waren aber auch durch Verwöhnung, wenig Disziplin und frühe Unabhängigkeit gekennzeichnet. Wahrscheinlich ist dieser verwöhnende Patriarchalismus der Chesapeake-Region ironischerweise ein Nebenprodukt der Sklaverei, da die Energien der sozialen Kontrolle von den Kindern weg auf die Sklaven gelenkt wurden (Greven 1977; Moran 1991).

Auch die Ehebeziehungen schienen eine sonderbare Mixtur von Patriarchat und Unabhängigkeit der Ehefrau gewesen zu sein. Der Altersunterschied zwischen Ehemännern und Ehefrauen war in den Kolonien des Südens viel größer als anderswo. Vor 1700 heiratete ein Mann in der Regel um sein 25. Lebensjahr herum, während die meisten Frauen bei der Eheschließung 17 Jahre alt waren. Das Alter der Frauen bei Erstheirat nahm während des 18. Jahrhunderts zu, blieb aber sehr viel niedriger als in den nördlichen Kolonien. Obgleich der Altersunterschied eine enge Kameradschaft zwischen Ehepartnern erschwerte, sah das Gesetz größere allgemeine Rechte und Besitzrechte für Frauen vor, als dies in Neuengland der Fall war. Die puritanischen Gesetzgeber betrachteten die Eheeinheit unter Leitung des Mannes als Vorbedingung für gesellschaftliche Stabilität und schafften Regelungen aus dem englischen Gewohnheitsrecht ab, die – davon ausgehend, dass Ehemänner und Ehefrauen unterschiedliche Interessen haben – das eigene Gut von Frauen, die Rechte von Witwen und voreheliche Verträge schützten sowie Gerichtsverfahren gegen den Ehemann zuließen. Im Gegensatz hierzu erhielten Frauen in Maryland, South Carolina und Virginia, wo die Sterblichkeit höher war und häufiger Witwen mit Kleinkindern zurückblieben, einen größeren Schutz ihres persönlichen Eigentums und Bodenbesitzes. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, dass im Süden die Ehebeziehungen wohl konflikthafter waren. Bei einem berühmten Vorfall in Virginia störte Sarah Harrison 1687 ihre Hochzeit mit Dr. James Blair, dem zukünftigen Gründer des William and Mary College, als sie sich weigerte zu versprechen, ihrem Ehemann zu gehorchen (Fischer 1989).

Trotz all dieser regionalen Unterschiede bei den Familienrollen scheint es eindeutig so zu sein, dass die Amerikaner der Kolonialzeit ideologisch und ökonomisch der Vater-Sohn-Beziehung eine größere Bedeutung zuwies als der Ehe- oder Mutter-Kind-Beziehung. In allen Regionen waren Väter damit befasst, das familiale Patrimonium zu erhalten, zu vergrößern und weiterzugeben. Sie setzten nicht nur viel Zeit und Energie ein, um Ausbildungsverhältnisse zu vereinbaren und sexuelles Verhalten zu überwachen, sondern widmeten auch viel mehr Aufmerksamkeit der Partnersuche und dem Erbe als Eltern späterer Generationen (Wood 1992).

Veränderungen im 18. Jahrhundert

Während des späten 18. Jahrhunderts transformierte eine Reihe von demografischen, ökonomischen und kulturellen Kräften die Bedeutung und soziale Erfahrung von Mutterschaft und Vaterschaft. Sowohl die Ideologie als auch die Realität der patriarchalischen Autorität nahmen sichtbar ab. Die Väter erlebten, dass sie weniger fähig waren, die Berufswahl ihrer Söhne zu beeinflussen, zu bestimmen, wann und wen ihre Kinder heiraten würden, oder das Sexualverhalten ihrer Nachkommen zu kontrollieren. Söhne zogen weiter fort von ihren Elternhäusern, weniger Töchter heirateten entsprechend der Geschwisterfolge, und der Prozentsatz nicht ehelicher Geburten und vorehelicher Schwangerschaften nahm deutlich zu (Mintz/Kellogg 1988).

Eine Kraft, die zu diesem Wandel führte, war ideologischer Natur. In der Mitte und gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Patriarchalismus immer wieder von so populären Schriftstellern wie Samuel Richardson, Oliver Goldsmith, Henry Fielding und Laurence Sterne angegriffen, die die Vorstellung ablehnten, ein Vater solle einem Kind den Beruf oder den Ehepartner vorschreiben. Die amerikanische und die französische Revolution untergruben ebenfalls die Betonung der väterlichen Autorität. Anstatt die politische Ordnung in hierarchischen Begriffen – mit einem König, der über viele patriarchalische Haushalte regiert – zu fassen, wurde die politische Gemeinschaft zunehmend als aus Bürgern mit gleichen Rechten bestehend verstanden (Fliegelman 1982).

Ferner trug der wirtschaftliche Wandel zur starken Abnahme der väterlichen Autorität bei. Mitte des 18. Jahrhunderts hatte die Kontrolle über den Grundbesitz – eine vorrangige Quelle für die Macht der Männer in der Familie – an Bedeutung verloren. Die durch das rasche Bevölkerungswachstum bedingte Aufsplitterung des Landbesitzes in so kleine Einheiten, dass diese nicht mehr ökonomisch bewirtschaftet werden konnten, schwächte die Kontrolle des Vaters über seine Erben. Landbesitz als Quelle des Reichtums wurde zunehmend durch „tragbarere“ Formen des Kapitals ersetzt. Neue Arbeitsplätze außerhalb der Landwirtschaft ermöglichten es vielen Kindern, weiter weg von ihren Eltern zu leben (Mintz/Kellogg 1988; Ryan 1981).

In Westeuropa, England und den Vereinigten Staaten wurde immer mehr die Auffassung vertreten, dass die Erziehung und moralische Anleitung von Kindern den Müttern anvertraut werden sollten. In den gerade entstandenen Vereinigten

Staaten verstärkte sich die Überzeugung, dass Frauen – die frei von den korrumpierenden Einflüssen der Wirtschaft und Politik seien – eine besondere Fähigkeit hätten, in Kindern solche Charakterzüge auszubilden, auf die eine freie Gesellschaft angewiesen ist. Diese Idee, die als „republikanische Mutterschaft“ bekannt wurde, führte zu verbesserten Bildungsmöglichkeiten für Frauen und einem Bestehen darauf, dass die Rechte von Frauen anerkannt werden. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Sozialisation von Kindern immer mehr zu einer bewussten, rationalen und von der Mutter dominierten Angelegenheit. Im Bürgertum war Kindererziehung zunehmend mit einem Einflößen von Schuldgefühlen verbunden (Degler 1980; Kerber 1980; Norton 1980; Ryan 1981).

Mutterschaft und Vaterschaft im 19. Jahrhundert

Es ist ein Allgemeinplatz in historischen Erläuterungen, dass die industrielle Revolution die Mütter zum Mittelpunkt des häuslichen Lebens machte und die Männer in die emotionale und psychologische Peripherie der Familie abdrängte, da ihr wesentlicher Beitrag zur Familie nur noch finanzieller Natur war. Ist diese Sichtweise zutreffend? Oder ist sie nur ein Beispiel für ein nostalgisches Sehnen nach einem mythischen goldenen Zeitalter?

Sicherlich war eine Anzahl zeitgenössischer Beobachter überzeugt, dass der gesellschaftliche Wandel die Art des Familienengagements von Frauen und Männern stark veränderte. Im Jahre 1851 erklärte Horace Bushnell, ein presbyterianischer Geistlicher, dass er während seiner Lebensspanne eine „totale Revolution des häuslichen Lebens“ beobachtet habe (zit. nach Thernstrom 1984). Er beklagte das Zerbrechen der „organischen“ Ökonomie des Haushalts und vor allem den abnehmenden Einfluss der Männer auf das Leben ihrer Kinder. Die berühmteste Aussage über die Schwäche der väterlichen Autorität wurde von dem französischen Besucher Alexis de Tocqueville gemacht. Er beobachtete, dass die gefühlsmäßigen Bindungen zwischen Vätern und Söhnen in den Vereinigten Staaten stärker als in Europa waren, diese emotionalen Bande aber die frühe Unabhängigkeit und Mobilität der Nachkommen voraussetzte (Mintz/Kellogg 1988).

Aber selbst wenn in vielen Fällen die Entwicklung hin zu einer mehr durch Handel und Industrie geprägten Wirtschaft die väterliche Autorität schwächte und das Engagement von Männern in der Familie reduzierte, war dies nicht eine automatische oder unausweichliche Konsequenz des gesellschaftlichen Wandels. Man kann die Rollen von Männern im 19. Jahrhundert nicht unabhängig von zwei fundamentalen Entwicklungen verstehen: der evangelikalen religiösen Erweckungsbewegung, die die moralische Atmosphäre in Amerika vor dem Bürgerkrieg prägte, und der entstehenden Trennung von Familie und Arbeit (Frank 1992; Mintz/Kellogg 1988).

Während der Jahrzehnte vor dem Bürgerkrieg überrollte eine Reihe religiöser Erweckungen die amerikanische Gesellschaft, die als „Second Great Awakening“ bekannt wurden. Die Prediger betonten erneut die Häuslichkeit und vor allem die Rolle der Männer als moralische Aufsicht in ihren Familien. Sie stellten die Familie als Hort moralischer Werte und als Schule des Charakters dar. Ferner vertraten sie eine neue Definition von Männlichkeit: Der Vater sollte ein wahrhaft christlicher

Familienmann sein, der als religiöser Führer seiner Familie wirkt, seine Kinder erzieht, ihr impulsives Verhalten zügelt und liebevolles Interesse am Leben seiner Frau und Kinder zeigt. Er sollte die täglichen Familiengebete leiten, den Berufsweg seiner Söhne bestimmen, Entscheidungen hinsichtlich der Schulbildung fällen und Disziplin durchsetzen. Da viele Aktivitäten, die mit einem intensiven Familienleben konkurrieren könnten – wie Tanzen, Trinken oder Theater –, aus religiösen Gründen verboten waren und da es nur relativ wenig Tafelrunden oder sportliche Aktivitäten als Angebote für erwachsene Männer gab, fanden viele evangelikale Väter die beste Gesellschaft in ihren Familien (Davidoff/Hall 1987; Mintz 1983).

Während des 19. Jahrhunderts tendierten Männer dazu, sich entweder in Begriffen dieser in der Religion verwurzelten Konzeption von Häuslichkeit oder im Gegensatz dazu zu definieren. Selbst im frühen 19. Jahrhundert war das familiäre Engagement für Männer eine Frage der Wahl. Und während viele Männer die evangelikale Vorstellung von der Rolle eines Vaters zu ihrer eigenen machten, lehnten viele andere sie ab. Eine Vielzahl von Belegen zeigt, dass die Häufigkeit sowohl eines Verlassens der Familie als auch der Ehescheidung im frühen 19. Jahrhundert stark anstieg (Stearns 1991).

Die physische Trennung von Haushalt und Arbeitsplatz trug ebenfalls zu einer neuen Konzeption von Familie und der familialen Rollen von Männern bei. Entsprechend der sich herausbildenden Ideologie des Bürgertums war die Familie eine „Oase“ oder ein „Hafen“ – jenseits der Zwänge der Arbeitswelt –, und der Ehemann und Vater war der Beschützer und Ernährer seiner Familie. Während des frühen 19. Jahrhunderts wurden die Familienrollen entsprechend der Idee geschlechtlicher Unterschiede reorganisiert, wobei Männer und Frauen zunehmend „verschiedene Sphären“ beanspruchten. Vor dem 19. Jahrhundert waren Frauen aktive Teilnehmerinnen an Handel, Landwirtschaft und vielen kaufmännischen Aktivitäten gewesen, hatten ihren Ehemännern assistiert, die Buchführung übernommen, Lehrlinge und Arbeiter überwacht und viele Gegenstände zum Verkauf hergestellt. Nicht nur Handwerker, sondern auch Rechtsanwälte und Ärzte hatten in ihrem Wohnhaus gearbeitet, und so hatten Frauen oft einen direkten Anteil an den beruflichen Angelegenheiten ihrer Ehemänner gehabt (Mintz/Kellogg 1988; Ryan 1981). In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstanden jedoch immer mehr Arbeitsplätze außerhalb des Haushalts. Eine zunehmende Zahl von Männern verließ jeden Tag ihr Heim, um zur Arbeit zu gehen, während ihre Frauen zu Hause blieben. Das Mittagmahl, zu dem die ganze Familie zusammenkam, wurde nun durch das Abendessen ersetzt. Lehrlinge, die zuvor bei ihren Meistern gewohnt hatten, mussten die Bürgerhäuser verlassen und lebten zunehmend in besonderen Stadtteilen für die Arbeiterklasse. Selbst in Bauernfamilien kam es zu einer deutlicheren geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, wobei besondere Strukturen für „produktive“ Tätigkeiten außerhalb des Bauernhauses geschaffen und „produktive“ Arbeitsleistungen der Ehefrau durch solche bezahlter Landarbeiter ersetzt wurden (Mintz/Kellogg 1988).

Eine neue, stark geschlechtsbezogene Begriffswahl entstand, um Familienbeziehungen zu beschreiben. So wurde der Ehemann als „Ernährer“, aber seine Ehefrau, Kinder und Dienstboten als „Abhängige“ bezeichnet. In der Tat wurde es zu einer zentralen Komponente des bürgerlichen Status, dass ein Mann auf die produktive Arbeitsleistung seiner Frau verzichten konnte. Diese Veränderung wurde durch

einen anderen Begriff unterstrichen: Anstatt eine Ehefrau „Mistress“ zu nennen – ein Wort, das die Verantwortung einer Frau für Dienstboten, Lehrlinge und Arbeiter beschrieb –, wurde sie nun „Mrs.“ gerufen, in der Regel vom Namen ihres Ehemannes gefolgt. Auf eine ganz neue Art und Weise wurde die Identität einer Frau von derjenigen ihres Ehemannes absorbiert (Davidoff/Hall 1987).

Allmählich entstand eine viel rigidere Abgrenzung von männlichen und weiblichen Sphären. Befreit von vielen beschwerlichen Aufgaben häuslicher Produktion begannen im Bürgertum viele Frauen, sich selbstbewusst als Erziehende und Vollzeit-Mutter zu definieren, während der Vater als Beschützer, Ernährer und Repräsentant öffentlicher Autorität gesehen wurde. Im Gegensatz zur Mutter, deren Familienposition in Kindererziehung und Hausarbeit verwurzelt war, beruhte die Autorität des Vaters innerhalb seines Heimes letztlich auf materiellen Bedingungen außerhalb des Hauses: Immobilien, Besitz und Verbindungen zu nicht familialen Netzwerken (Davidoff/Hall 1987; Mintz/Kellogg 1988).

Viele Männer waren unfähig, mit dem Druck der entstehenden Marktwirtschaft zurechtzukommen. In der sich verändernden Wirtschaft – in der es noch an modernen Konkursgesetzen und einer Haftungsbegrenzung, an Lebensversicherungen und sicheren Investmentformen mangelte – war die ökonomische Position eines Mannes weniger gesichert als in der Vergangenheit. Neue Technologien, zunehmende Konkurrenz, konjunkturelle Schwankungen und weitere Einflussfaktoren für Erfolg oder Misserfolg nahmen immer mehr zu. Während der Wirtschaftswandel die Chancen für Erfolg und Beförderung vermehrte, erhöhte er auch die Wahrscheinlichkeit eines Versagens. So ist es nicht überraschend, dass sich der Alkoholkonsum pro Kopf in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verdoppelte oder verdreifachte, da hier Männer einen Weg fanden, den zunehmenden beruflichen und sozialen Stress zu bewältigen (Rorabaugh 1979).

Schon eine oberflächliche Untersuchung der Biografien bedeutender Politiker, Intellektueller, Reformer und religiöser Führer des frühen 19. Jahrhunderts enthüllt jammervolle Geschichten versagender, misshandelnder oder abwesender Väter und Ehemänner. Die Väter von Ralph Waldo Emerson, Nathaniel Hawthorne und Andrew Jackson starben frühzeitig, als ihre Söhne noch klein waren. Der Vater von Herman Melville wurde psychisch krank, bevor er starb, als sein Sohn sechs Jahre alt war. Der Vater von William Lloyd Garrison war ein Alkoholiker, während der von Thomas Wentworth Higginson bankrott machte. Sam Houston verließ seine Frau und zog nach Texas. Die Väter von Abraham Lincoln und Joseph Smith gehörten zu den vielen Versagern, die auf der Suche nach finanziellem Erfolg oft den Wohnort wechselten (Reynolds 1995).

Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden Belege für ein aktives Engagement von Männern in ihren Familien schwächer. Vor dem Bürgerkrieg arbeiteten die meisten Männer aus der Bürgertum als selbstständige Geschäftsinhaber oder unabhängige Professionelle bzw. strebten dies an. Obwohl sie zeitweise als bezahlte Angestellte arbeiten mochten, sahen sie sich im Allgemeinen als freie Unternehmer, die sowohl in ihrem öffentlichen als auch in ihrem Privatleben eine paternalistische Ethik übernahmen (Mintz 1983). Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte jedoch das familiale Engagement von Männern abgenommen. Viele Faktoren trugen zu diesem Wandel bei: Die männliche Identität bezog sich immer mehr auf

den Beruf bzw. die Karriere. Informelle und formelle Systeme des Lehrlingswesens verloren an Bedeutung und wurden durch moderne Formen der Bildungsabschlüsse ersetzt. Die Trennung von Familie und Arbeitswelt weitete sich aus – eine Kluft, die sich in der räumlichen Neuordnung der Städte zeigte, wobei bürgerliche Familien weiter entfernt von den Geschäftsvierteln ihren Wohnsitz nahmen, aber auch in der Zunahme gleichgeschlechtlicher Clubs und Bruderschaften. Freizeitangebote nur für Männer wurden immer häufiger zur Alternative der Häuslichkeit (Carnes 1989; Griswold 1993).

Familienmuster in der Arbeiterklasse

Die städtische Arbeiterklasse entwickelte ganz andere Familienformen als das Bürgertum. Zu einer Zeit, als sich dort die Vorstellung durchsetzte, der Ehemann solle der einzige Geldverdiener sein, konnten nur wenige Arbeiterfamilien diesem kulturellen Ideal entsprechen. Eine ältere Vorstellung der kooperativen Familienökonomie bestand fort. Von älteren Kindern wurde erwartet, dass sie die Eheschließung aufschieben, zu Hause bleiben und zum Familieneinkommen beitragen. Junge Männer und Frauen konnten häufig nicht vor ihren frühen Dreißigern einen eigenen Haushalt gründen. Trotz der Tatsache, dass nur wenige Männer mit Hilfe ihres eigenen Lohns eine Arbeiterfamilie unterhalten konnten, wurde die väterliche Autorität durch die Art der Erwerbstätigkeit verstärkt. In Fabriken und anderen Arbeitsstätten stellten die Vorarbeiter bis circa 1920 selbst neue Mitarbeiter ein. Dabei erlaubten sie Vätern und Verwandten, junge Angehörige vorzuschlagen, oder setzten einfach ihre eigenen Verwandten als Mitarbeiter ein (Hareven 1982; Mintz/Kellogg 1988; Tentler 1979).

Es ist wichtig, das Familienleben in der Arbeiterklasse nicht zu romantisch zu sehen. Obgleich die Bindungen an Familienmitglieder und entferntere Verwandte zumeist stark waren, resultierte der Familienzusammenhalt zu einem großen Teil aus der marginalen ökonomischen Existenz vieler Arbeiterfamilien. Die Häufigkeit vorzeitiger Todesfälle, der unregelmäßigen Beschäftigung, der zu Behinderungen führenden Unfälle und der Löhne auf Höhe des Existenzminimums oder darunter – in Verbindung mit den Unzulänglichkeiten des Wohlfahrtswesens – zwang Individuen, sich auf die Familie und das verwandtschaftliche Netzwerk zwecks Unterstützung und Unterhalt zu verlassen. Die durch die Arbeit und die materielle Marginalität erzeugten Belastungen forderten in der Arbeiterklasse des 19. Jahrhunderts ihren Tribut: Viele Ehefrauen bereiteten ihren Männern eine bessere Mahlzeit zu als dem Rest der Familie und zwangen die Kinder, auf der Straße zu spielen, damit sie nicht den Schlaf des Vaters störten. Die Art zur Verfügung stehender Arbeit verlangte einen hohen Grad an geografischer Mobilität. So waren viele Väter für lange Zeiträume von daheim abwesend. In der Tat wanderten viele Väter – die manchmal als „birds of passage“ bezeichnet wurden – in die USA ein, um dort längere Zeit zu arbeiten, bevor sie zu ihren Familien zurückkehrten (Mintz/Kellogg 1988; Piore 1979).

Es dauerte bis Mitte des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts, bis die kooperative Familienökonomie durch eine „Familieneinkommen“-Ökonomie ersetzt wurde.

Nun konnte ein Mann aus der Arbeiterklasse seine Familie allein von seinem Lohn unterhalten. Die zunehmenden Reallöhne, insbesondere nach Beginn des Ersten Weltkrieges im Jahr 1914, reduzierte die Zahl erwerbstätiger Kinder aus der Arbeiterklasse. Zu diesen neuen Familienverhältnissen trugen die ersten Arbeitsgesetze bei, die Beförderung, Kündigung und Wiedereinstellung regelten. Der „New Deal“ festigte die Vater-zentrierte Familienökonomie, indem Kinderarbeit verboten und der Arbeiterlohn erhöht wurde sowie Beschäftigungsprogramme für männliche Arbeiter geschaffen wurden (Mintz/Kellogg 1988).

Die Rekonstruktion von Vaterschaft und Mutterschaft durch Staat und Wissenschaft

Seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts führten die immer größer werdenden Befürchtungen der Öffentlichkeit hinsichtlich der Familie zu zwei bedeutenden Reaktionen: einerseits zu einer Zunahme des Engagements der Regierung sowie der Interventionen in die Familie und andererseits zur Entstehung besonderer Berufsgruppen, die Ratschläge bezüglich der Kindererziehung und des richtigen Verhaltens als Mutter bzw. Vater gaben. Im späten 19. Jahrhundert führte die Besorgnis über Ehescheidung, Schwangerschaftsabbruch, Verhütung und den Zustrom von Einwanderern zu einflussreichen Reformbewegungen, die den „Erhalt der Familie“ und den „Kinderschutz“ anstrebten. Diese Bewegungen verurteilten Frauen, die sich nicht angemessen um ihre Kinder kümmerten, und faule, ausschweifende Väter aus der Arbeiterklasse, die ihre Frauen verließen oder verprügelten und ihre Kinder wirtschaftlich ausbeuteten oder misshandelten. In Reaktion darauf machten 11 Staaten das Verlassen und die fehlende Unterstützung einer mittellosen Familie durch den Vater zu einem Kapitalverbrechen, und drei Staaten führten den Schandpfahl ein, wo Männer für das Verprügeln ihrer Ehefrauen mit Auspeitschen bestraft wurden (Apple/Gordon 1997; Gordon 1988; Griswold 1993; Pleck 1987).

Um die wirtschaftliche Ausbeutung von Kindern zu bekämpfen, setzten sich Reformer für die gesetzliche Schulpflicht ein, für die Einschränkung der Kinderarbeit, für Waisenhäuser und Waisenzüge („orphan trains“), mit denen misshandelte und vernachlässigte Kinder (von denen viele ein oder zwei lebende Elternteile hatten) in den Mittleren Westen zu Bauernfamilien gebracht wurden. Zur gleichen Zeit gab es konzertierte Kampagnen, um die Scheidungsquote zu verringern, die laut einem Bericht von 1880 die welthöchste war. So wurden weniger Gründe für eine Ehescheidung zugelassen, die Wartezeiten verlängert und Familiengerichte gegründet. Es gab auch miteinander abgestimmte Aktionen zur Abschaffung besonderer Freizeitangebote nur für Männer. Diese Kampagnen erreichten den endgültigen Sieg mit der Zerstörung der Rotlichtbezirke während des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts und der Schließung der Saloons nach Verabschiedung der Prohibition im Jahr 1918 (Cohen 1990; Peiss 1986; Rosenzweig 1983).

Um die Jahrhundertwende herum erfuhr die Art und Weise, wie Familienprobleme gesellschaftlich und kulturell verstanden wurden, eine radikale Umdefinition. Neben erhöhten Bemühungen, das Familieneinkommen durch den Lohn des Mannes sicherzustellen – sodass seine Frau und seine Kinder zum Familienunterhalt

nicht mehr beitragen mussten –, wandte man sich zunehmend gerade eingewanderten Vätern zu, die die Werte der Alten Welt zu symbolisieren schienen und das Bestreben unterbanden, ihre Kinder zu amerikanisieren. Um die Assimilation zu fördern, nutzte man selbstbewusst Schulen, Übergangsheime und freundschaftliche Beziehungen, um Frauen der ersten Generation und ihren Kindern zu helfen, sich von traditionellen kulturellen Werten zu befreien – die oft durch bärtige, nicht angepasste, eine fremde Sprache sprechende erwachsene Männer symbolisiert wurden (Griswold 1993).

Während der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts ließ das öffentliche Interesse an der Arbeiterklasse und gerade eingewanderten Männern nach und richtete sich nunmehr auf die „neue“ Mittelschicht angestellter Arbeitnehmer. Zwischen 1880 und 1920 gab es eine fundamentale Veränderung hinsichtlich der Art und Weise, wie im städtischen Bürgertum Männer ihren Lebensunterhalt verdienten: nicht mehr so oft wie früher als Geschäftsinhaber, Professionelle oder Handwerker, sondern zunehmend als Lohnempfänger mit bei weitem weniger Chancen, wirtschaftliche Autonomie und Unabhängigkeit zu erreichen. Während frühere Quellen männlicher Identität – selbstständige Arbeit, von Männern dominierte Politik und Leitung der Gemeinde – scheinbar immer mehr verschwanden, argumentierte eine Vielzahl von Pädagogen, Psychologen, Soziologen und Werbefachleuten, dass Männer in der sich wandelnden Gesellschaft die größte Befriedigung im Privatleben finden würden, vor allem in ihren Beziehungen zu Frau und Kindern (Griswold 1993).

Wie die Vaterschaft wurde auch die Mutterschaft einer stärkeren öffentlichen Kontrolle unterstellt. Während des späten 19. Jahrhunderts forderten Ärzte, Wissenschaftler, Pädagogen, Philanthropen, Reforme und Frauengruppen (wie der National Congress of Mothers) die „Rekonstruktion der Mutterschaft“ anhand „wissenschaftlicher“ Erkenntnisse. Beeinflusst von der Evolutionstheorie von Charles Darwin führte die „child study“-Bewegung in England und den Vereinigten Staaten detaillierte Untersuchungen des Gewichts, der Größe und der Aktivitäten von Kindern durch, grenzte Phasen der kindlichen Entwicklung voneinander ab und forderte von Müttern, auf jede Entwicklungsstufe angemessen zu reagieren. In der Folge gründeten die kommunalen Gesundheitsämter spezielle Abteilungen für Hygiene des Kindesalters, um einen Beitrag zur Reduzierung der Säuglings- und Müttersterblichkeit zu leisten, Rat hinsichtlich Ernährung und Gesundheitsvorsorge anzubieten und Informationen über die kindliche Entwicklung zu verbreiten. Im Jahr 1912 gründete die Bundesregierung das Children's Bureau, das Berichte über die Gesundheit und das Wohl von Kindern verfassen und Mütter über die Prinzipien einer „wissenschaftlichen Mutterschaft“ unterrichten sollte (Apple/Gordon 1997; Rothman 1978).

Im frühen 20. Jahrhundert empfahlen Experten für Kindererziehung einen Grad an mütterlicher Distanziertheit, den wir heute sonderbar finden würden. Sie rieten Müttern, für ihre Kinder strikte Zeitpläne aufzustellen und sie nicht hochzunehmen oder zu liebkosen. In den 20er Jahren warnte der Verhaltenspsychologe John Watson vor „den Gefahren einer zu großen Mutterliebe“, und ein Handbuch des Children's Bureau drückte die Sorge aus, dass die Mutterliebe Frauen davon abhalten könnte, „die intelligenteste Vorgehensweise bei vielen Problemen der Kindheit“ auszuwählen. Ein Grund für diese Betonung der Distanziertheit war, dass die Fami-

lienexperten größeren Wert auf die Bande zwischen den Ehegatten als auf die Mutter-Kind-Bindung legten, um so die Eheinstabilität zu bekämpfen (Mintz/Kellogg 1988).

Während der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts rückte dann die Mutter-Kind-Achse in das Zentrum der Familienbeziehungen, als Kinder immer mehr die Mutter als Quelle emotionaler „Nahrung“ in der Familie erlebten. Viele Beobachter waren überzeugt, dass die Weltwirtschaftskrise auf einschneidende Weise das familiäre Engagement von Männern verminderte. Ohne einen Lohn, der ihre Autorität betonte, verloren immer mehr Männer ihre Selbstachtung, waren wie gelähmt und gaben es auf, nach Arbeit zu suchen. Andere hingegen wandten sich dem Alkohol zu, wurden selbstzerstörerisch oder gewalttätig in ihren Familien. Wieder andere verließen das Haus und kehrten nie zurück. Eine Untersuchung von 1940 ergab, dass mehr als 1,5 Mio. verheirateter Frauen von ihren Ehemännern verlassen worden waren. Davon überzeugt, dass dem Erhalt der Rolle des Mannes als Familienernährer eine besondere nationale Priorität zukam, konzentrierten sich die staatlichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen weitgehend darauf, männlichen Arbeitsuchenden eine Beschäftigung zu geben. Das Ziel der Regierungspolitik war, das Ideal des männlichen Ernährers wieder einzusetzen (Griswold 1993).

Mutterschaft und Vaterschaft seit der Weltwirtschaftskrise

Während des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit wurden Mutterschaft und Vaterschaft zunehmend „problematisiert“. Immer mehr Personen glaubten, dass ein unangemessenes mütterliches oder väterliches Verhalten wahrhaft verhängnisvolle Konsequenzen für das emotionale und psychische Wohlbefinden von Kindern haben könnte. Ein besonderer Grund zur Sorge war während des Zweiten Weltkrieges die Abwesenheit von Vätern. Es wurde behauptet, dass dies zu einer anomalen Geschlechtsrollen- und psychischen Entwicklung führen würde, einschließlich Unselbstständigkeit, Passivität, Ess- und Schlafstörungen sowie sozialer Fehlanpassung. Von Kindern, die ohne Vater aufwuchsen, wurde angenommen, dass sie als Mädchen besonders anfällig für sexuelle Promiskuität und als Jungen für Delinquenz seien. Ein besonderer Grund zur Sorge war, dass die Vaterabwesenheit zu Überbesorgtheit bei den Müttern führe – was die Söhne zu verwöhnten „Waschlappen“ machen würde (Mintz/Kellogg 1988; Griswold 1993).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Mutter-Kind-Bindung stärker betont. Die Bindungstheorie von John Bowlby regte Psychologen an, die Bedeutung der mütterlichen Bindung, Empathie und Einstellung für das Kind herauszustellen. Der Rat von solchen Gurus der Kindererziehung wie Benjamin Spock, Selma Fraiberg, T. Berry Brazelton und Penelope Leach verstärkte den Glauben, dass Mütter fast gänzlich für die emotionale, psychische und soziale Entwicklung ihrer Kinder verantwortlich seien (Mintz/Kellogg 1988).

Die Betonung der Mutter-Kind-Beziehung führte jedoch zu Bedenken, dass Buben – die beinahe ausschließlich von Frauen erzogen werden – immer femininer würden. In vielen Gesellschaftsanalysen der Nachkriegszeit wurde argumentiert, dass Väter eine entscheidend wichtige Rolle in der Persönlichkeitsentwicklung ihrer

Kinder spielen – nicht als Versorgende oder Betreuende, sondern als Geschlechtsrollenvorbilder und Disziplinierende. Fachleute für Familienfragen drückten die Befürchtung aus, dass strenge, distanzierte, übermächtige Väter bei ihren Kindern autoritäre Charaktere und schwache, unfähige Väter Schizophrenie oder Homosexualität hervorrufen, während abwesende oder unbeteiligte Väter Söhne bekämen, die kriminell werden oder eine überkompensierende Hypermännlichkeit zeigen würden (Griswold 1993).

Erziehungsexperten forderten Väter auf, die Kameraden ihrer Söhne zu werden, sie in ihre sportlichen Aktivitäten und Hobbys einzubeziehen, sie sexuell aufzuklären und ihnen als Vorbilder für männliche Reife zu dienen. Obgleich Fachleute für Familienfragen von Vätern verlangten, ihre Kinder anzuleiten, sich mit ihnen anzufreunden und mit ihnen Sport zu treiben, erwarteten sie von ihnen nicht, Windeln zu wechseln oder eine aktive Rolle hinsichtlich Kinderbetreuung oder Hausarbeit zu übernehmen. Sie argumentierten, dass dies Jungen und Mädchen erschweren würde, eine eindeutig abgegrenzte Geschlechtsidentität zu entwickeln. Die Experten richteten ihre Ratschläge nahezu ausschließlich an Mütter; und Organisationen wie die Parent-Teachers Association, die Männer hätten motivieren können, die kindliche Entwicklung stärker zu beeinflussen, hatten fast nur Frauen als Mitglieder. Sportliche und außerhäusliche Aktivitäten wurden als das vorrangige Bindeglied zwischen Männern und ihren Kindern definiert (Griswold 1993; Mintz/Kellogg 1988).

Seit 1960 konzentrierten sich Kultur und Politik verstärkt auf die Familienrollen von Frauen und Männern. Der so genannte Moynihan Report „Die Negerfamilie: ein Fall für nationale Aktion“ lenkte die Aufmerksamkeit auf die abwesenden schwarzen Väter – ein Schreckgespenst, das bis heute durch Diskussionen über Armut spukt. Der rasche Anstieg der Scheidungsrate während der späten 60er und der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts erhöhte noch mehr die Angst hinsichtlich der Folgen der abnehmenden materiellen, psychischen und emotionalen Beiträge von Männern zu ihren Familien. Zugleich entstand eine Bewegung für mehr Väterrechte, die sich insbesondere für bessere, gesetzlich geregelte Sorge- und Umgangsrechte einsetzte. Währenddessen wurden allein erziehende und vor allem minderjährige Mütter für die steigende Kriminalität, die zurückgehenden Schulleistungen und die unveränderbare Armut verantwortlich gemacht. In einem bisher nicht da gewesenen Ausmaß wurden die Rollen der Frauen als Mütter und die Rollen der Männer als Väter und Ehegatten politisiert (U.S. Department of Labor 1965; Wilson 1987).

Schlussfolgerungen

Selbst heute gibt es eine Tendenz, Mutterschaft und Vaterschaft so zu betrachten, als wären sie platonische Ideale – und nicht sich wandelnde, an die Kultur gebundene und durch die historische Epoche geprägte Konstrukte. So ist es normal, jede Abweichung von idealisierten Konzeptionen der Mutterschaft und Vaterschaft als Beispiele eines moralischen Niedergangs zu sehen. Unsere historische Analyse ist als ein nützlicher Beitrag zu der öffentlichen Debatte zu verstehen, der verdeutlicht, dass die Ideale von Mutterschaft und Vaterschaft variieren, sich verändern und in

besonderen demografischen, ökonomischen und ideologischen Kontexten verwurzelt bzw. von diesen abhängig sind.

Eine historische Perspektive hilft uns daran zu denken, dass die gegenwärtigen Diskurse von Experten über Mutterschaft und Vaterschaft nicht notwendigerweise zeitlose Wahrheiten enthüllen, sondern vielmehr zeitgenössische gesellschaftliche und kulturelle Verhältnisse widerspiegeln. Mehrere unterschiedliche Gesichtspunkte liegen der heutigen akademischen Diskussion über Vaterschaft und Mutterschaft zugrunde: Eine Perspektive, die den Beitrag von Vätern zur kindlichen Entwicklung für relativ unbedeutend hält, meint, dass der väterliche Einfluss auf Kinder weitgehend von der Mutter moderiert wird. Obgleich ein Vater das Verhalten einer Mutter verstärken oder untergraben kann, werden die väterlichen Einwirkungen vom Handeln der Mutter in den Schatten gestellt. Eine zweite Perspektive betont die wechselseitige Ergänzung väterlicher und mütterlicher Einflüsse. Laut diesem Gesichtspunkt beeinflussen sowohl Männer als auch Frauen ihre Kinder, aber die Art dieser Einwirkung ist unterschiedlich, da Männer im Vergleich zu Müttern eher physisch mit Kindern interagieren und ihre Liebe eher konditional ist. Die dritte Perspektive betont die Austauschbarkeit mütterlicher und väterlicher Rollen: Väter können wie Mütter fürsorglich sein.

Anstatt diese Sichtweisen als widersprüchlich und in Biologie oder Psychologie verwurzelt zu sehen, erinnert uns die historische Perspektive daran, dass die Elternrollen formbar und vielfältig gewesen sind. Auch unsere gegenwärtigen Definitionen von Mutterschaft und Vaterschaft sind umstritten sowie historisch und kulturell verankert – und deshalb anfällig für Veränderungen. Viele der Annahmen, die wir heute bezüglich Mutterschaft und Vaterschaft machen, sind in Wirklichkeit historische Artefakte, die in älteren Systemen kultureller Glaubenssätze verwurzelt sind. Die Vorstellungen, dass Bemuttern in der Natur der Frauen liegt, dass Frauen die wichtigsten Einflussfaktoren in der psychologischen Entwicklung von Kindern sind oder dass Kindererziehung stark geschlechtsbestimmt ist und Mütter und Väter ihren Kindern Unterschiedliches bieten – jede dieser Ideen entstand zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt. Eine langfristige Perspektive sollte uns misstrauisch machen anzunehmen, dass mütterliches oder väterliches Verhalten in einer unveränderbaren menschlichen Natur verankert seien.

Literatur

- Amussen, S.D.: *An ordered society. Gender and class in early modern England.* Oxford: Basil Blackwell 1988
- Apple, R.D./Gordon, J.: *Mothers & motherhood: Readings in American history.* Columbus: Ohio State University Press 1997
- Carnes, M.C.: *Sacred ritual and manhood in Victorian America.* New Haven: Yale University Press 1989
- Cohen, L.: *Making a New Deal: Industrial workers in Chicago, 1919-1939.* Cambridge: Cambridge University Press 1990
- Davidoff, L./Hall, C.: *Family fortunes: Men and women of the English middle class.* Chicago: University of Chicago Press 1987

- Degler, C.N.: *At odds: Women and the family in America from the revolution to the present*. New York: Oxford University Press 1980
- Demos, J.: *The changing faces of fatherhood*. In: Demos, J. (Hrsg.): *Past, present, and personal: The family and the life course in American history*. New York: Oxford University Press 1986, S. 41-67
- Ditz, T.L.: *Property and kinship: Inheritance in early Connecticut, 1750-1820*. Princeton: Princeton University Press 1986
- Fischer, D.H.: *Albion's Seed. Four British folkways in America*. New York: Oxford University Press 1989
- Fliegelman, J.: *Prodigals and Pilgrims: The American Revolution against patriarchal authority, 1750-1800*. Cambridge: Cambridge University Press 1982
- Frank, S.M.: *Rendering aid and comfort: Images of fatherhood in the letters of Civil War soldiers from Massachusetts and Michigan*. *Journal of Social History* 1992, 26, S. 5-31
- Gordon, L.: *Heroes of their own lives: The politics and history of family violence, Boston, 1880-1960*. New York: Viking 1988
- Greven, P.J.: *Four generations: Population, land, and family in colonial Andover, Massachusetts*. Ithaca: Cornell University Press 1970
- Greven, P.J.: *The Protestant temperament: Patterns of child-rearing, religious experience, and the self in early America*. New York: Knopf 1977
- Greven, P.J.: *Spare the child: The religious roots of punishment and the psychological impact of physical abuse*. New York: Knopf 1991
- Griswold, R.L.: *Fatherhood in America: A history*. New York: Basic Books 1993
- Hacking, I.: *The social construction of what?* Cambridge: Harvard University Press 1999
- Hareven, T.K.: *Family time and industrial time: The relationship between the family and work in a New England industrial community*. Cambridge: Cambridge University Press 1982
- Kerber, L.K.: *Women of the republic: Intellect and ideology in revolutionary America*. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1980
- Koehler, L.: *A search for power: The „weaker“ sex in Seventeenth-century New England*. Urbana: University of Illinois Press 1980
- Kulikoff, A.: *Tobacco and slaves: The development of southern cultures in the Chesapeake, 1680-1800*. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1986
- Levy, B.: *Quakers and the American family: British settlement in the Delaware Valley*. New York: Oxford University Press 1988
- May, E.T.: *Barren in the Promised Land: Childless Americans and the pursuit of happiness*. New York: Basic Books 1995
- Mintz, S.: *A prison of expectations: The family in Victorian culture*. New York: New York University Press 1983
- Mintz, S.: *Children, families, and the state: American family law in historical perspective*. *Denver University Law Review* 1992, 69, S. 635-662
- Mintz, S./Kellogg, S.: *Domestic revolutions: A social history of American family life*. New York: Free Press 1988
- Moran, G.F.: *Adolescence in colonial America*. In: Lerner, R./Petersen, A.C./Brooks-Gunn, J. (Hrsg.): *Encyclopedia of adolescence*. New York: Garland 1991, S. 164-167
- Morgan, E.S.: *The Puritan family*. New York: Harper & Row, Neuauf. 1965
- Norton, M.B.: *Liberty's daughters: The revolutionary experience of American women, 1750-1800*. Boston: Little, Brown 1980
- Norton, M.B.: *Founding mothers and fathers: Gendered power and the forming of American society*. New York: Knopf 1996
- Ozment, S.E.: *When fathers ruled. Family life in Reformation Europe*. Cambridge: Harvard University Press 1983
- Peiss, K.: *Cheap amusements: Working women and leisure in turn-of-the-century New York*. Philadelphia: Temple University Press 1986

- Piore, M.J.: *Birds of passage: Migrant labor, industrial societies*. Cambridge: Cambridge University Press 1979
- Pleck, E.H.: *Domestic tyranny: The making of social policy against family violence from colonial times to the present*. New York: Oxford University Press 1987
- Reynolds, D.: *Walt Whitman's America*. New York: Knopf 1995
- Rorabaugh, W.J.: *The alcoholic republic: An American tradition*. New York: Oxford University Press 1979
- Rosenzweig, R.: *Eight hours for what we will: Workers and leisure in an industrial city, 1870-1920*. Cambridge: Cambridge University Press 1983
- Rothman, S.M.: *Woman's proper place: A history of changing ideals and practices, 1870 to the present*. New York: Basic Books 1978
- Rutman, D.B./Rutman, A.H.: *A place in time: Middlesex County, Virginia, 1650-1750*. New York: Norton 1984
- Ryan, M.P.: *Cradle of the middle class: The family in Oneida County, New York, 1790-1865*. Cambridge: Cambridge University Press 1981
- Schochet, G.J.: *Patriarchalism in political thought: The authoritarian family and political speculation and attitudes especially in Seventeenth-century England*. New York: Basic Books 1975
- Shammas, C./Salmon, M./Dahlin, M. (Hrsg.): *Inheritance in America: From colonial times to the present*. New Brunswick: Rutgers University Press 1987
- Stearns, P.N.: *Fatherhood in historical perspective: The role of social change*. In: Bozett, F.W./Hanson, S.M.H. (Hrsg.): *Fatherhood and families in cultural context*. New York: Springer 1991, S. 28-52
- Tentler, L.W.: *Wage-earning women: Industrial work and family life in the United States, 1900-1930*. New York: Oxford University Press 1979
- Thernstrom, S.: *A history of the American people*. San Diego: Harcourt Brace Jovanovich 1984
- Thurer, S.L.: *Myths of motherhood: How culture reinvents the good mother*. Boston: Houghton Mifflin 1994
- Ulrich, L.T.: *Good wives: Image and reality in the lives of women in northern New England, 1650-1750*. New York: Knopf 1982
- U.S. Department of Labor, Office of Policy Planning and Research: *The Negro family: The case for national action*. Washington: U.S. Government Printing Office 1965
- Wilson, L.: *Ye heart of a man: The domestic life of men in colonial New England*. New Haven: Yale University Press 1999
- Wilson, W.J.: *The truly disadvantaged: The inner city, the underclass, and public policy*. Chicago: University of Chicago Press 1987
- Wood, G.S.: *The radicalism of the American revolution*. New York: Knopf 1992
- Wyatt-Brown, B.: *Southern honor: Ethics and behavior in the Old South*. New York: Oxford University Press 1982

Mutterschaft

Mutterwerdung – Mutterschaft

„Mutterschaft“ ist ein Thema, mit dem sich Wissenschaftler/innen seit langem auseinander setzen. So haben Völkerkundler/innen und Historiker/innen festgestellt, dass Mutterschaft kulturell bedingt, historisch variabel und in verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen unterschiedlich ausgeprägt ist. Beispielsweise berichtet Hays (1998): „Die ethnologische Untersuchung einer Stichprobe von 186 gegenwärtig bestehenden Kulturen ergab, dass Mütter nur in 20 Prozent der Fälle die wichtigste Bezugsperson der Kinder sind (Weisner/Gallimore 1977). In den meisten Gesellschaften werden die kleineren Kinder von mehreren Frauen oder von Frauen und älteren Kindern betreut“ (S. 41). Neben dem Stellenwert, der Müttern in der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder zukommt, unterscheiden sich gegenwärtig Kulturen u.a. auch darin, welche Einstellungen Mütter zu Mutterschaft und Kindererziehung haben, wie sie die Mutter- und die Frauenrolle konzeptualisieren, wie sie Mutterschaft und Berufstätigkeit miteinander zu vereinbaren suchen und welchen sozialen Status sie haben (z.B. Ahnert et al. 1994; Bornstein et al. 1998; Herwartz-Emden 1995a, b; Quaiser-Pohl 1992).

Historische Studien belegen, wie unterschiedlich Mutterschaft in unserem Kulturraum während verschiedener Epochen gesehen und gelebt wurde (z.B. Ariés 1977; deMause 1992; Reif 1982; Textor 1993; Weber-Kellermann 1976). Im Mittelalter wurde die Frau dem Mann untergeordnet. Da die meisten Menschen Bauern waren und Subsistenzwirtschaft vorherrschte, stand bei Müttern die Arbeit auf dem Hof im Vordergrund – der Kindererziehung wurde wenig Zeit und Energie gewidmet. Da zumeist Großeltern, unverheiratete Verwandte und/oder Gesinde auf dem Hof lebten, gab es viele „Miterzieher“. So blieb bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts Mutterschaft in Bauernfamilien zweitrangig. Ähnliches galt für den Adel und großbürgerliche Familien bis Anfang des 19. Jahrhunderts: Hier übernahmen Ammen, später Gouvernanten und Hauslehrer viele Aufgaben, die heute der Mutterrolle zugeordnet werden. In der neu entstehenden Arbeiterklasse mussten Mütter ihren Teil zum Lebensunterhalt der Familie beitragen – bei Arbeitszeiten von 12 und mehr Stunden am Tag spielte Mutterschaft nur eine geringe Rolle in ihrem Leben. Die Kinder wurden von älteren Geschwistern oder anderen Personen betreut; oft wurden sie vernachlässigt. Viele Kinder mussten bereits mit sieben oder acht Jahren in Bergwerken und Fabriken arbeiten.

Eine Sondersituation entstand im 19. Jahrhundert in dem immer größer und einflussreicher werdenden Bürgertum. Hier wurden (Ehe-)Frauen von jeglicher Form

der Berufstätigkeit fern gehalten – ihr Arbeitsfeld war das „traute Heim“, als Privatsphäre von der Außenwelt abgegrenzt. Als „Lebensaufgaben“ von Frauen wurden Mutterschaft und Haushaltsführung definiert – wobei letzteres sich oft auf die „Führung“ beschränkte, da für die manuellen Tätigkeiten Hauspersonal bereit stand. Nachdem man im 17./18. Jahrhundert die Kindheit, den „Wert“ von Kindern und deren Erziehungsbedürftigkeit „entdeckt“ hatte, wurde nun Mutterschaft als „innerste Wesenserfüllung der Frau“ (Herwartz-Emden 1995a) verstanden, als Essenz ihrer Natur und zentrale Verantwortung ihrer Person: Mütter sollten Kindern emotionale Zuwendung und Liebe entgegenbringen, sie als einzigartige Persönlichkeiten achten, ihre Bedürfnisse berücksichtigen, ihre Entwicklung in allen Bereichen fördern und abweichenden Verhaltensweisen mit psychologischen Maßnahmen anstatt mit körperlicher Züchtigung begegnen. Ende des 19. Jahrhunderts begann zugleich eine „Verwissenschaftlichung“ (Hays 1998) der Mutterschaft: Kindererziehung erfolge nicht aus einer „natürlichen Begabung“ oder aus angeborenen „mütterlichen Fähigkeiten“ heraus, sondern müsse mit Hilfe von Fachliteratur und Ratgebern gelernt werden. Herwartz-Emden (1995b) ergänzt: „Dass Mütter eine unersetzliche Rolle im Leben ihrer Kinder spielen, ist somit eine moderne und relativ neue Ansicht sowie ein Ausdruck der Individualisierung von Kindheit. Mütter wurden nicht nur allein verantwortlich für die Erziehung und Aufzucht der Kinder gemacht, sondern zusätzlich fand eine Psychologisierung der Mutter-Kind-Beziehung durch die beteiligten Wissenschaften statt“ (S. 56). Diese „Ideologie der intensiven Bemutterung“ (Hays 1998) setzte sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch und ist trotz der seit den 70er Jahren wieder zunehmenden Erwerbstätigkeit von Müttern immer noch vorherrschend (vgl. Glenn 1994, McMahon 1995).

Psychologie und Psychoanalyse haben sich in der Vergangenheit kaum mit Mutterschaft im engeren Sinn befasst. Vielmehr fokussierten sie auf die Mutter-Kind-Beziehung, und hier besonders auf Situation und Entwicklung des (Klein-) Kindes. Hinsichtlich der Psychoanalyse meint Ruddick (1994) etwas überspitzt: „Nicht nur ist die Stimme einer Mutter so gut wie abwesend in psychoanalytischen Texten; noch schlimmer ist, dass das von Psychoanalytikern enthüllte Kind oft ein Fremder für seine Mutter ist“ (S. 32). Laut der Psychoanalyse erreichen Frauen mit der Mutterschaft eine neue und zugleich essenzielle Phase in ihrer psychosexuellen Entwicklung. Haben sie einen „normalen“ Grad an Reife erreicht, entwickeln sie nahezu reibungslos eine Identität als Mutter und übernehmen dank instinkthafter Fähigkeiten fast problemlos die mit der Mutterschaft verbundenen pflegerischen und erzieherischen Aufgaben. Werden sie nach der Geburt ihres Kindes depressiv, erleben sie Mutterschaft als unbefriedigend oder haben sie Schwierigkeiten, den Bedürfnissen ihres Kindes zu entsprechen, so wird dieses von der Psychoanalyse als Fehlentwicklung und Anzeichen individueller Psychopathologie gesehen – wobei die Ursachen in ihren frühkindlichen Erfahrungen gesucht werden und nicht z.B. in den mit der Mutterwerdung verbundenen hohen Anforderungen, der für den Umgang mit Säuglingen fehlenden Kompetenz, der unbefriedigenden familialen Situation junger Mütter oder den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (McMahon 1995; Woollett/Phoenix 1991). Auch für die kindliche Entwicklung beeinträchtigende Erziehungsstile wie Überbehütung, Dominanz, Zurückweisung (z.B. aus unbewusster Feindseligkeit) oder Vernachlässigung werden in erster Linie die Müt-

ter verantwortlich gemacht (Hays 1998). Wiegand (1998) ergänzt: „Als ganze erwachsene Person, die mit der Mutterschaft einen bestimmten Abschnitt in ihrem Lebenslauf verarbeiten muss, in dem innere und äußere Existenz sich enorm verändern, wird die Mutter nicht gesehen. Die Art und Weise, wie sich mütterliche Fähigkeiten in einem prozesshaften Verlauf konstituieren und welche Bedeutung dies für die Persönlichkeit der Mutter in vielen Bereichen hat, wird ebenso nicht berücksichtigt“ (S. 44). Ihr Verständnis von Mutterschaft, das Erleben der Mutterwerdung, ihre Wahrnehmungen, Ängste, Gefühle und Identitätskonflikte werden weitgehend ausgeklammert. Ferner kritisiert Wiegand (1998) Folgendes: „Insbesondere die Vorstellung der frühen Mutter-Kind-Beziehung als Dyade oder Symbiose erscheint ... reduktionistisch. Mit Auflösung der mütterlichen Ich-Grenze gegenüber dem Säugling und mit mütterlichen Verschmelzungsgefühlen kann die psychische Situation der Mutter in der frühen Phase nicht einmal annähernd erklärt werden“ (S. 109).

Ähnliches gilt für die Bindungstheorie (Bowlby 1986): Auch hier wird die Mutter-Kind-Beziehung vor allem aus der Sicht des Kindes und unter Betonung *seiner* Bedürfnisse betrachtet – Perspektive, Wünsche und Probleme der Mutter spielen hingegen kaum eine Rolle (Bretherton/Biringen/Ridgeway 1991). Die Mutter wird dafür verantwortlich gemacht, dass eine sichere Bindung des Säuglings bzw. Kindes zu ihr entsteht – die dazu benötigten Fähigkeiten wie Feinfühligkeit, Liebe und Empathie seien bei Frauen von Natur aus gegeben. Ist dies nicht der Fall, wird von Psychopathologie aufseiten der Mutter ausgegangen. Auch hier wird also die Vielfältigkeit der Reaktionen und Erfahrungen von (jungen) Müttern negiert, werden sie alleine für negative Entwicklungen bei Kindern verantwortlich gemacht (Woollett/Phoenix 1991).

In der Entwicklungspsychologie wird Mutterschaft ebenfalls nahezu ausschließlich aus der Perspektive des Kindes gesehen: Es wird untersucht, was das Kind von der Mutter benötigt, um sich „normal“ oder „positiv“ zu entwickeln, und durch welche Erziehungsstile und -praktiken der Mutter die kindliche Entwicklung beeinträchtigt wird. Mütter werden als die wichtigsten Personen im Leben von (Klein-)Kindern gesehen, die den weitaus größten Einfluss auf sie ausüben. Von ihnen wird Kindzentriertheit, Sensibilität und die Schaffung einer entwicklungsfördernden, stimulierenden Umwelt erwartet. Es ist auffällig, dass diese Vorstellungen dem kurz zuvor beschriebenen, im Bürgertum des 19. Jahrhunderts entstandenen Mutterideal entsprechen. Hier ist von einer Wechselwirkung auszugehen: Das gesellschaftlich dominante Leitbild prägte die Arbeit der Psycholog/innen; deren von Zeitschriften und in Ratgebern rezipierten Forschungsergebnisse beeinflussten das bürgerliche Konzept von Mutterschaft. Außerdem wurden überwiegend Mutter-Kind-Beziehungen in (weißen) Mittelschichtsfamilien untersucht; Differenzierungen nach Schicht, ethnischer Zugehörigkeit und Alter der Mutter, Zahl der Kinder, Familienstatus, Ausmaß der erzieherischen Mitwirkung des Vaters, Sozietop u.Ä. erfolgten erst in einigen neueren Studien (Phoenix/Woollett 1991; Woollett/Phoenix 1991). Die Bedürfnisse, Erfahrungen, Einstellungen und Sichtweisen von Müttern, ihre Identitätsentwicklung, ihre Gefühle gegenüber den Kindern, die Vereinbarkeit mütterlicher Aufgaben mit anderen Tätigkeiten (im Haushalt, im Beruf) und sozialen Beziehungen (zum Partner, im Freundeskreis), die Diskrepanz zwischen Mutter-

ideal und Wirklichkeit, der pädagogische Einfluss des Vaters oder die erzieherischen Einwirkungen von Medien, Kindergarten, Schule und Gleichaltrigen wurden zumeist nur am Rande berücksichtigt (a.a.O.). Woollett und Phoenix (1991) sprechen sogar etwas überspitzt von der „Unsichtbarkeit der Mutter“ (oder von Müttern als „schattenhaften Figuren“) in vielen (entwicklungs-)psychologischen Studien, die somit nicht der Realität entsprechen würden, wie sie von vielen Müttern erlebt wird.

In der (Familien-)Soziologie und Sozialpsychologie wird Mutterschaft hingegen deutlicher wahrgenommen. Zumeist wird die Mutterrolle – die gesellschaftlichen Erwartungen an sie (Ideal) und ihre Ausübung (Realität) – untersucht, wobei es auch um Mutterschaft als soziale Konstruktion, um Leitbilder, Rollenwandel, Rollenkonflikte, die soziale Position von Müttern, die Funktion von Mutterschaft für die Gesellschaft u.Ä. geht. Ferner werden Sozialisationsprozesse erforscht, also der Erwerb der Geschlechts- und Mutterrolle sowie die Internalisierung von Werten und Normen. Da sich Soziolog/innen und Sozialpsycholog/innen vor allem mit gesellschaftlichen Strukturen, Systemen und Prozessen befassen, wird auch untersucht, wie diese Mutterschaft prägen und welche Unterschiede bei deren Ausgestaltung in verschiedenen Schichten, ethnischen Gruppen, Familienformen und Lebenslagen auftreten. Manche Wissenschaftler/innen beschäftigen sich ferner mit der Kosten-Nutzen-Analyse von Entscheidungen, die Frauen bezüglich Ehe, Mutterschaft oder der Vereinbarkeit von Familie und Beruf treffen. Vereinzelt wird auch auf der Grundlage des Symbolischen Interaktionismus untersucht, wie sich die Mutteridentität entwickelt und in welcher Beziehung sie zu anderen Identitäten (als Frau, als Ehefrau, als Berufstätige usw.) steht (Herwartz-Emden 1995b; McMahon 1995; Woollett/Phoenix 1991). Kritisiert wird, dass in Soziologie und Sozialpsychologie das Erleben von Müttern sowie andere relevante psychische Zustände bzw. Prozesse vernachlässigt werden.

Feministische Wissenschaftlerinnen haben sich als Ziel gesetzt, die erwähnten Idealisierungen und anderen Mängel in der Mutterforschung seitens Psychologie, Psychoanalyse und Soziologie zu korrigieren. In den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts stellten sie vor allem die negativen Aspekte von Mutterschaft heraus: die Abhängigkeit nicht erwerbstätiger Mütter von ihren Partnern und die damit verbundene Machtlosigkeit, die gesellschaftliche Benachteiligung, Unterdrückung und Abwertung von Familienfrauen, ihre soziale Isolation, ihr Ausschluss vom Arbeitsleben, die Kontrolle der Kindererziehung durch Institutionen und der Beitrag von Müttern zur Reproduktion der gesellschaftlichen Ungleichheit von Mann und Frau. Vor allem das bürgerliche Mutterideal wurde attackiert: Mutterschaft sei nicht die Essenz von Weiblichkeit; die Bedürfnisse und Interessen der Mütter dürften nicht denjenigen ihrer Kinder untergeordnet werden. Crouch und Manderson (1993) ergänzen: „Freiheit, Gleichheit und persönliche Autonomie wurden oft als Ziele dargestellt, denen das Gebären und Erziehen von Kindern diametral entgegengesetzt seien; ...“ (S. 4). Als Weg zur Selbstverwirklichung wurde vor allem die Erwerbstätigkeit gesehen; die Bedeutung der Geschlechtsunterschiede wurde minimiert (Crouch/Manderson 1993; Glenn 1994; McMahon 1995; Richardson 1993; Woodward 1997).

Seit den 80er und 90er Jahren sehen Frauenforscherinnen die Mutterschaft wieder positiver: „Die Herausforderung, die sich der feministischen Analyse stellt,

wurde nun die Wertschätzung der sozialen Kapazität von Frauen zur Sorge und/oder ihrer biologischen Fähigkeit zum Gebären und gleichzeitig der Widerstand dagegen, dass diese Kapazitäten als definitiv, ‚essenziell‘ oder als das Beste, was eine Frau ausmacht, bezeichnet werden“ (McMahon 1995, S. 9f.) Mutterschaft wird nun als wichtiger Bereich im Leben einer Frau und als Teil ihrer Identität gesehen; sie kann sich auf ihre psychische Entwicklung positiv auswirken. Die Kindererziehung gilt aber nur zum Teil als ihre Verantwortung; wichtige Rollen sollten auch der Vater, Kindertageseinrichtungen, Tagesmütter und andere Personen spielen. Es wird betont, dass Mütter Familie und Beruf erfolgreich miteinander vereinbaren könnten, wobei das hier entwickelte neue Mutterideal („berufstätige Supermutter“) in der letzten Zeit wieder in Frage gestellt wird. Frauen werden nun auch als stark genug gesehen, sich der „patriarchalischen Ideologie“ (McMahon 1995) zu widersetzen, soziale Veränderungen zu initiieren und eine „weibliche“ Kultur zu schaffen (vgl. Bassin/Honey/Kaplan 1994; Glenn 1994).

Der Prozess der Mutterwerdung

Die vorausgegangene kurze Literaturübersicht hat verdeutlicht, dass Wissenschaftler/innen je nach Fachdisziplin Mutterschaft von unterschiedlichen Standpunkten aus untersuchen und aufgrund der verschiedenen Perspektiven zu andersartigen, fachspezifischen Erkenntnissen kommen – das heißt, sie nehmen nur bestimmte Aspekte von Mutterschaft wahr. Entsprechend der von mir immer wieder betonten Notwendigkeit *integrativer* Theorien (z.B. Textor 1985, 1988a, b, 1995) kann man ein realitätsgerechtes Bild von Mutterschaft nur erlangen, wenn man diese verschiedenen Aspekte zu einem Ganzen vereint. Im Folgenden soll nun der Prozess der Mutterwerdung nicht *einperspektivisch* z.B. als Erwerb einer neuen Rolle, als Entwicklung einer symbiotischen Beziehung, als Entstehung einer Bindung, als Transition oder als kritisches Lebensereignis untersucht werden, sondern *multiperspektivisch*: Von ganz unterschiedlichen Standpunkten aus gewonnene Erkenntnisse und Forschungsergebnisse sollen miteinander integriert werden. Ich habe den Prozess der Mutterwerdung für diese Betrachtung nicht nur ausgewählt, weil sich besonders viele Wissenschaftsdisziplinen damit befassen, sondern auch, weil hier ein zentraler, einzigartiger Wendepunkt im weiblichen Lebenslauf vorliegt, ein radikaler Umbruch in der Biographie von Frauen: „Wie in der Adoleszenz geht es um einen intensiven biologischen, psychischen und sozialen Veränderungsprozess, der allerdings zeitlich stark verdichtet abläuft“ (Wiegand 1998, S. 180).

Mutterschaft ist für verheiratete bzw. in einer Partnerschaft lebende Frauen nicht mehr so unvermeidlich wie vor einigen Jahrzehnten: Dank der Verhütungsmittel können sie selbst bestimmen, ob sie schwanger werden wollen oder nicht. So ist es nicht verwunderlich, dass viele Frauen vor der Geburt ihres ersten Kindes neben den Alternativen „Hausfrau und Mutter“ sowie „erwerbstätige Mutter“ auch die Wahlmöglichkeit „Kinderlosigkeit“ in Betracht gezogen haben (McMahon 1995). Viele Frauen schieben Mutterschaft auch immer weiter hinaus, wofür es ganz unterschiedliche Gründe gibt – beispielsweise Vorrang beruflicher Interessen, zu geringe Tragfähigkeit der (früheren) Partnerschaft, temporäre Sterilität bzw. Infertilität

usw. (Engstler/Lüscher 1991). Sie bekommen oft erst nach dem 35. Lebensjahr ihr erstes Kind.

Nahezu alle Frauen, die sich ein Kind wünschen, (und unerwünscht Schwangere nach Diagnose der Schwangerschaft) versuchen sich vorzustellen, wie Mutterschaft wohl sein wird. Weaver und Ussher (1997) berichten aus ihrer Studie über 13 Londoner Mütter: „Diese Vorstellungen basierten manchmal auf Informationen von Freunden oder ihren eigenen Müttern, oder vereinzelt auf ihren Erfahrungen mit Kindern anderer Leute. Es konnte auch belegt werden, dass die Frauen durch ein idealisiertes gesellschaftliches Bild der Mutterschaft aus dem Themenkreis ‚Mythos der Mutterschaft‘ beeinflusst wurden ...“ (S. 57). Viele Informationen über Mutterschaft und Kindererziehung werden ferner (Frauen-)Zeitschriften und Tageszeitungen entnommen. Auf diese Weise erwerben viele Frauen ein Vokabular und einen Kenntnisstand, die es ihnen ermöglichen, relevante Fragen kompetent zu diskutieren (Crouch/Manderson 1993). Auch entwickeln sie bestimmte Erwartungen an Mutterschaft – die später oft enttäuscht werden (s.u.).

Die Entscheidung für ein Kind erfolgt aber letztlich nur in einem Teil der Fälle gänzlich aus freiem Willen. Abgesehen von der immer noch häufigen unerwünschten (ausgetragenen) Schwangerschaft (s.u.) berichten viele Frauen von sozialem Druck, insbesondere durch die eigenen Mütter (Richardson 1993) oder den Partner. Beispielsweise war bei einem Viertel der 599 schwangeren Frauen, die an einer Wiener Frauenklinik befragt wurden, der Mann die treibende Kraft gewesen (Wimmer-Puchinger 1992). Ein gewisser Druck geht auch vom internalisierten Geschlechtsrollenleitbild (Mutterschaft als Essenz von Weiblichkeit) und von Vorstellungen aus, dass Kinder dem Leben Sinn geben, die Partnerschaft stabilisieren, Freude und Abwechslung bringen, einen Menschen jünger machen oder einem im Alter zur Seite stehen. Dies lässt Mutterschaft nahezu unvermeidbar erscheinen. Für Frauen aus unteren sozialen Schichten gibt es schließlich wenig sinnvolle, zu Selbstverwirklichung und einem positiven Selbstbild führende Alternativen: „Sie sehen Mutterschaft als etwas, was ihnen einen Status und ein Gefühl von Macht und Kontrolle verschafft, was sie in der Regel nicht durch bezahlte Arbeit erlangen würden“ (Richardson 1993, S. 73).

Deutlich wird, dass der Weg zur Mutterschaft für jede Frau ein individueller und einzigartiger ist, aber auch vom sozialen Umfeld und von der Gesellschaft geprägt wird. So stellte McMahon (1995) bei ihrer Studie über 59 Mütter aus dem Großraum Toronto fest: „Manche der Frauen wollten schon immer Kinder haben, andere hatten einst gewünscht, kinderlos zu bleiben, und weitere hatten wenig Gelegenheit, die eine oder andere Option zu reflektieren, bevor sie schwanger wurden. Einige wurden von einem idealisierten Bild über das ‚Haben eines Babys‘ angezogen; andere fanden die Mutterrolle nicht attraktiv, aber schwierig zu vermeiden. Für einige waren Kinder das Produkt der Dynamik ihrer Beziehung zu einem Partner; manche verhandelten strategisch über den von ihnen gewünschten Übergang zur Mutterschaft; und andere lehnten permanente Kinderlosigkeit ab, ohne aber Mutterschaft mit offenen Armen zu umfassen. Wieder andere beschrieben ihren Weg zur Mutterschaft als die unbeabsichtigte oder unvorgesehene Konsequenz ihrer Beziehungen zu Männern oder der Risiken, die sie bezüglich der Verhütung eingegangen waren. Die Teilnehmerinnen an dieser Untersuchung übernahmen nicht leicht oder

reibungslos die Rolle der Mutter; für viele war der Weg versuchsweise, unvorhersehbar, unfamiliär und mit Problemen gepflastert. Obwohl die verschiedenen Routen schließlich bei all diesen Frauen zu dem Ergebnis führten, dass sie ein Kind bekamen, waren die Prozesse und Bedeutungen der Handlungen von der Erfahrung her unterschiedlich für die beteiligten Frauen“ (S. 265).

Empfängnis und Schwangerschaft

Der Kinderwunsch kann heute nicht mehr wie noch bis vor einigen Jahren nur durch Geschlechtsverkehr, Adoption oder Stiefelternschaft erfüllt werden, sondern auch durch künstliche Befruchtung, In-vitro-Fertilisation, eine Leihmutter (sofern rechtlich zulässig) u.Ä. (Woodward 1997). Bassin, Honey und Kaplan (1994) betonen, dass dies auch Konsequenzen für die Definition und das Erleben von Mutterschaft hat. Bezugnehmend auf die „Reproduktionstechnologien“ fragen sie etwas überspitzt, was überhaupt die Mutter sei: „Ist sie das Ei, das den genetischen Code enthielt, die Gebärmutter, die erhielt und nährte, oder die Person, die mütterliche Tätigkeiten ausübt?“ (S. 19).

Wie bereits erwähnt, sind trotz der heute vorhandenen Möglichkeiten zur Empfängnisverhütung noch immer viele Schwangerschaften unerwünscht, weil entweder von diesen Mitteln kein Gebrauch gemacht wurde oder wenig verlässliche Verfahren praktiziert wurden (Richardson 1993). Beispielsweise ergab eine Befragung von 182 schwangeren Frauen aus dem Kanton Zürich, dass in 25% der Fälle die Schwangerschaft eher nicht oder gar nicht geplant worden war (Huwiler 1995). Und bei einer Untersuchung über 599 schwangere Frauen an einer Wiener Frauenklinik wurde festgestellt: „Für 18% trat die Schwangerschaft völlig ungeplant ein, und ein Drittel der Befragten bezeichnete sie als ungeplant, wobei jedoch die Möglichkeit einer Schwangerschaft hin und wieder mitbedacht wurde“ (Wimmer-Puchinger 1992, S. 50). So überrascht nicht, dass laut der letztgenannten Studie 23% der Schwangeren mit dem Gedanken an eine mögliche Abtreibung gespielt hatten. Zum Befragungszeitpunkt freuten sich aber die weitaus meisten Frauen über die Schwangerschaft – 84% laut der Studie von Huwiler (1995) und 89% laut Wimmer-Puchinger (1992).

In diese Freude mischen sich aber auch belastende Gedanken: Nach der Befragung von Wimmer-Puchinger (1992) beschäftigten sich Schwangere (sehr) stark damit, ob das Kind gesund ist (89%), ob sie eine „gute Mutter“ sein werden (44%), wie sich ihr Partner als Vater verhalten wird (36%), dass das Kind eine zusätzliche große Verantwortung bedeutet (34%), dass es nun Wohnungsprobleme gibt (27%), ob das Kind Beziehungen zu Familienmitgliedern ändern wird (22%), wie das Kind einen täglich in Anspruch nehmen wird (19%), ob genügend Zeit für einen selbst und den Partner bleibt (19%), wie sich die Schwangerschaft auf zukünftige berufliche Möglichkeiten auswirkt (18%), dass es finanzielle Schwierigkeiten geben kann (17%), dass die Hausarbeit belastender wird (14%) und dass die eigene Freiheit eingeschränkt wird (11%). Wenn man dies mit den Erfahrungen junger Mütter (s.u.) vergleicht, wird deutlich, wie unzureichend zukünftige Belastungen während der Schwangerschaft antizipiert werden. Hier scheint auch wenig zu nutzen, dass die

von Huwiler (1995) befragten 182 schwangeren Frauen insgesamt 322 Kurse zur Säuglingspflege u.Ä. besucht und 88% sich ausführlich durch Bücher informiert hatten: Hier dürften pflegerische Aspekte oder die idealisierende Beschreibung von Mutterschaft im Vordergrund gestanden haben (vgl. Marshall 1991; Richardson 1993; Woodward 1997).

Die Schwangerschaft ist eine zentrale Phase im Übergang zur Mutterschaft: „Die Entbindung ist der Höhepunkt dieser Periode, wobei die Stunden der Wehen und das Ereignis des Gebärens sowohl kulturell als auch physisch im Mittelpunkt stehen. Die Schwangerschaft führt allmählich auf diese Krise hin; ihr Verlauf wird nicht nur aus biologischen Gründen oder für medizinische Zwecke in Trimester unterteilt, sondern auch um der schwangeren Frau zu ermöglichen, sich in einer sinnvoll kalibrierten Phase auf Geburt und Mutterschaft vorzubereiten. Vielfältige Markierungspunkte können dann in diesen Zeitplan passend platziert werden: die Transition in Umstandskleider; der allmähliche Erwerb von Bekleidung und Ausstattung für den Säugling; der Besuch geburtsvorbereitender Kurse; die zunehmende Zahl der Arztbesuche; die Anmeldung in einer Frauenklinik; ein Rundgang durch die Entbindungsstation usw.“ (Crouch/Manderson 1993, S. 28).

Im Verlauf dieses Prozesses entwickelt sich zum einen eine Beziehung zum ungeborenen Kind (Crouch/Manderson 1993; Mercer 1995; Wimmer-Puchinger 1992). Oft beginnt diese Entwicklung mit dem Betrachten der ersten Bilder vom Fötus bei Ultraschalluntersuchungen oder mit der Wahrnehmung der ersten Bewegungen im Mutterleib. Das Kind wird immer weniger als Teil von einem selbst und immer mehr als separates Individuum empfunden. Auch werden erste Vermutungen hinsichtlich seines Wesens (z.B. Temperament) angestellt. Die Frau erlebt sich nun weniger als „Ich bin schwanger“ und mehr als „Ich bekomme ein Baby“. Die emotionale Bindung an den Fötus nimmt zu; die Geburt des Kindes wird sehnsüchtig erwartet.

Zum anderen beginnt die Schwangere, langsam eine neue soziale und personale Identität auszubilden (a.a.O.; Huwiler 1995; Ruddick 1994): „Am einschneidendsten ist zunächst, dass die Frau eine neue Identität als Schwangere (Übergangside ntität) und als Mutter finden muss, d.h. ein Übergang von der Identität als eigenverantwortliche, erwachsene Person zu einer Identität als Mutter“ (Wimmer-Puchinger 1992, S. 72). Sie setzt sich mit der Mutterrolle und den damit verbundenen gesellschaftlichen Erwartungen, mit Idealbildern und realen „Müttermodellen“ (z.B. dem Vorbild der eigenen Mutter) auseinander. Ferner bedenkt die Schwangere in ihrer Fantasie, wie Mutterschaft in ihrem Fall sein wird oder sein sollte. Auch muss sie ein neues Körperbild entwickeln, also die mit der Schwangerschaft zusammenhängenden körperlichen und psychischen Veränderungen (s.u.) verarbeiten. Mercer (1995) betont: „Das kognitive Restrukturieren, das nötig ist, um die sich wandelnden Selbst-, Ideal- und Körperbilder ... miteinander zu vereinbaren, ist für Identitätstransitionen einzigartig. Die intime Entwicklung des Rollenpartners, die Unwiderstehlichkeit der Rolle und die Veränderungen des Körperbildes tragen weiter zur Komplexität des Prozesses der Entwicklung der Mutteridentität bei ...“ (S. 61). Es ist nicht verwunderlich, dass hier auch Trauerarbeit notwendig ist, wenn der Verlust früherer Identitätsanteile (insbesondere der Identität als Berufstätige sowie als unabhängige Frau) und Lebensstile verkräftet werden soll. So treten häufig Emotionen

wie Ambivalenz, Angst, Unsicherheit oder das Gefühl auf, wenig Kontrolle über die gerade ablaufenden Veränderungen zu haben.

Im Verlauf der Schwangerschaft gibt es in der Regel Phasen größerer und geringerer Belastung, von Konflikthanfälligkeit und Beruhigung. Insbesondere im ersten Trimester leiden viele Frauen unter Übelkeit und Erbrechen – z.B. laut der Untersuchung von Wimmer-Puchinger (1992) zwei Drittel der Schwangeren, mehrmals täglich sogar 23% (im ersten Trimenon). Hinzu kommen Schlafstörungen, Müdigkeit, Nervosität, Hitzewallungen, Schwindel, Unglücklichsein u.Ä. (Huwiler 1995; Wimmer-Puchinger 1992). Manche Frauen erleben Schwangerschaft als Invasion ihres Körpers (Ruddick 1994). Im zweiten Trimester erfahren viele Schwangere eine Stabilisierung ihres Zustandes und fühlen sich zumeist wohl. Das dritte Trimenon ist hingegen wieder anstrengender (Huwiler 1995; Mercer 1995; Wimmer-Puchinger 1992): Die meisten Schwangeren empfinden stärkere körperliche Belastungen, sind schwerfällig und unbeweglich, haben Schmerzen im Rücken oder in den Beinen. Viele klagen über Stimmungs labilität und Reizbarkeit. Schlafstörungen nehmen wieder zu; oft kommt es zu Alpträumen. Aufgrund der körperlichen Veränderungen (negatives Körperbild: mangelnde Attraktivität) ziehen sich viele Schwangere aus ihrem sozialen Umfeld zurück und bleiben daheim (Mutterschutz); manche müssen wegen Abortgefahr auch längere Zeit im Liegen verbringen. Viele Schwangere fühlen sich verletztlich und sind ängstlich. Häufig fürchten sie sich vor der Entbindung.

Neben diesen Belastungen berichten die meisten Schwangeren auch von Positivem – z.B. laut der Studie von Huwiler (1995) von intensiven Gefühlen zum Fötus oder zum Partner, von neuem Lebenssinn, vom Wohlfühlen im eigenen Körper oder von Entlastung bzw. Verwöhnung durch Dritte. Freude und Belastung werden unabhängig voneinander erlebt: „Weder verminderten größere Belastungen die Freude an den positiven Ereignissen während der Schwangerschaft, noch verbesserte eine psychisch und physisch problemlose Schwangerschaft das emotionale Erleben der Vorkommnisse, die damit verbunden waren“ (a.a.O., S. 108).

Zweite und dritte Schwangerschaften werden zumeist ähnlich wie die erste erlebt. Allerdings stellte Wimmer-Puchinger (1992) auch fest: „Frauen, die negativ auf ihre vergangene Schwangerschaft und Geburt zurückblicken, leiden im ersten Trimenon 4-mal so häufig unter täglichem Erbrechen und Übelkeit als Frauen mit positivem Schwangerschaftserleben“ (S. 97); sie geben dreimal so oft Schwangerschaftsbeschwerden an und sind außerdem viel ängstlicher. Ähnliches würde auch für das zweite und dritte Trimester gelten. Bei zweiten und weiteren Schwangerschaften belastet viele Mütter, wie früher geborene Kinder auf das neue Geschwisterchen reagieren werden, wie sich ihre Beziehung zu ihnen verändern wird, ob sie alle Kinder gleich lieb haben können, inwieweit sie die zusätzlichen Belastungen bewältigen können u.Ä. (a.a.O.; Mercer 1995).

Aufgrund des zunehmenden Durchschnittsalters bei der Geburt des ersten Kindes – 1996 in den alten Bundesländern bei 28,4 Jahren und in den neuen ein Jahr darunter liegend (Engstler 1999) – wurde auch der Frage nachgegangen, ob bisher kinderlose Frauen im Alter von 35 Jahren und darüber ihre Schwangerschaft anders erleben als jüngere. So berichten z.B. Windridge und Berryman (1996), dass bei ihrer Untersuchung nur ganz wenige Unterschiede auftraten: Die älteren Frauen waren

weniger unzufrieden mit ihrem Körperbild und berichteten von weniger oder seltener auftretenden Symptomen in der späten Schwangerschaft, machten häufiger von vorgeburtlicher Diagnostik Gebrauch und beschäftigten sich mehr mit der Möglichkeit eines Schwangerschaftsabbruchs, falls bei ärztlichen Untersuchungen Abnormalitäten am Fötus festgestellt werden sollten.

Der vorausgegangene Satz hat nochmals verdeutlicht, dass Schwangerschaft (und Geburt) stark durch die Medizin geprägt wird – feministische Wissenschaftlerinnen sprechen sogar von einer „Kolonisierung des weiblichen Körpers“ durch Ärzte (Crouch/Manderson 1993). Sie kritisieren, dass schwangere Frauen zu „Objekten“ ärztlicher Untersuchungen werden, wobei den Arzt der Zustand des Fötus bei weitem mehr interessiert als das physische und psychische Befinden der werdenden Mütter. Diese bekämen den Eindruck vermittelt, als ob Schwangerschaft ein unnatürlicher Zustand sei, eine Art „Krankheit“ oder „Störung“. Auch die Geburt wäre zu einem von Ärzten zu überwachenden Vorgang gemacht worden, der nun als „unnatürlich“ empfunden werde. Die Kritik vonseiten feministischer Wissenschaftlerinnen hat dazu beigetragen, dass in den beiden letzten Jahrzehnten den Schwangeren, ihrem Erleben, ihren Gefühlen und Präferenzen, wieder mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird, dass Entbindungsstationen umgestaltet wurden, dass eine „natürliche Geburt“ oder „Hausgeburt“ als Alternativen ermöglicht werden und dass die Partner bei der Entbindung anwesend sein können.

Während der Schwangerschaft verändert sich oft die Beziehung zum (Ehe-) Partner. Beispielsweise verbesserte sich deren Qualität laut der Studie von Wimmer-Puchinger (1992) in knapp einem Fünftel der Fälle; sie verschlechterte sich bei 3 bis 5% der Befragten. „13% der Frauen ... finden, dass ihre Partner zuwenig auf ihre Gefühle und Bedürfnisse Rücksicht nehmen. Ebenso befürchten 12% der befragten Frauen, dass ihre Partner die körperlichen Veränderungen, die mit der Schwangerschaft einhergehen, unschön bzw. nicht positiv finden könnten“ (S. 50). Generell nimmt die sexuelle Aktivität während der Schwangerschaft immer mehr ab, wozu das von 40% der Schwangeren berichtete schwächere sexuelle Interesse beiträgt, aber auch z.B. körperliches Unbehagen und Angst, das Kind zu verletzen. Hier wirkt sich aus, dass in Ratgebern und Zeitschriften, bei geburtsvorbereitenden Kursen oder ärztlichen Routineuntersuchungen nur äußerst selten auf den Geschlechtsverkehr eingegangen wird. Diese Tabuisierung trägt zur Entsexualisierung der Schwangerschaft bei, obwohl ein Anstieg der Ausschüttungen von Androgenen und ein starker Wunsch nach Körperkontakt, Umarmung und Zärtlichkeit bei Schwangeren festzustellen sind (a.a.O.).

Häufig ändert sich auch die Beziehung der Schwangeren zu ihren eigenen Eltern, insbesondere der Mutter (Mercer 1995). Mutter und Tochter behandeln einander eher als Gleichgestellte, intensivieren ihre Beziehung und bewältigen alte Konflikte. „Wissenschaftliche Erkenntnisse belegen die Bedeutung der Mutter-Tochter-Beziehung für den allgemeinen Gesundheitsstatus der schwangeren Tochter während der vorgeburtlichen Phase, für die Ausbildung ihrer Einstellungen zur Mutterschaft sowie für ihre Anpassung an die Mutterrolle und ihre Fähigkeit, ihren Säugling angemessen zu versorgen“ (Mercer 1995, S. 82f.). Natürlich ändern sich auch andere soziale Beziehungen, suchen Schwangere z.B. vermehrt den Kontakt zu anderen Schwangeren und jungen Müttern.

Geburt und das erste Jahr danach

Mit der Entbindung wird die Frau physisch und sozial zur Mutter; mit der Geburt erfolgt die Trennung vom Kind, das bisher Teil des eigenen Körpers war. Behavioral und psychisch hat die Frau aber noch einen langen Weg vor sich, bis sie die Mutterrolle angemessen ausübt, eine ausgeprägte Mutteridentität entwickelt und auch emotional eine Grenze zwischen sich und dem Kind gezogen hat (Mercer 1995; Ruddick 1994). Erschwerend kommt hinzu, dass es keine gesellschaftlichen Rituale gibt, die das Ereignis der Geburt markieren (Woodward 1997). Jedoch ist die Entbindung seit zwei, drei Jahrzehnten nicht mehr alleinige Angelegenheit der Frau: Sie wird nun als Teil der Paar- oder Familiengeschichte definiert (Crouch/Manderson 1993). Dementsprechend ist der (Ehe-)Partner in der Regel bei der Geburt anwesend – z.B. in 92% der Fälle bei der Untersuchung von Huwiler (1995).

Viele Frauen beschäftigen sich gegen Ende der Schwangerschaft intensiv mit der Frage, wie die Entbindung verlaufen soll – auf möglichst „natürliche“ Weise (z.B. ohne Medikamente), unter bewusster Kontrolle der Frau usw. (Crouch/ Manderson 1993). Insbesondere für sie ist belastend, wenn anstatt einer Spontangeburt eine Zangen- oder Kaiserschnittentbindung erfolgt. Dann erleben sie oft Gefühle des Versagens oder der Schuld gegenüber dem Kind (Huwiler 1995). Ansonsten ist die Geburt eine anstrengende und schmerzhaft Angelegenheit: „54% der Frauen erlebten die Geburt körperlich schwieriger, 23% empfanden sie einfacher als erwartet. Das gefühlsmäßige Erleben war umgekehrt: 50% hatten sich die Geburt weniger schön vorgestellt; für 19% blieb sie gefühlsmäßig unter den Erwartungen“ (a.a.O., S. 115). Trotz dieser positiven Emotionen erlebten 28% der Frauen eine schwere und genauso viele eine schwache bis mittelschwere Wochenbettdepression. Laut Mercer (1995) ist die Antipathie der Frau gegenüber sich selbst, dem Erlebnis und dem Kind umso größer, je stärker der (ungelinderte) Schmerz bei der Entbindung war. Je weniger Kontrolle sie über diesen Prozess ausüben konnte (z.B. bei einer Zangen- oder Kaiserschnittentbindung), umso deprimierter und ängstlicher ist sie, umso geringer ist ihre Selbstachtung. Und je schwerer Wehen und Geburt verliefen, umso negativer ist ihre Reaktion auf den Säugling (selteneres Lächeln, weniger Interaktionsversuche, weniger Kompetenz im Umgang mit dem Neugeborenen).

In den ersten Wochen und Monaten nach der Entbindung stehen die Versorgung des Babys und der Aufbau einer Beziehung zu ihm im Mittelpunkt des Lebens der Mutter. Da nur wenige Erstgebärende viel oder etwas Erfahrung mit Säuglingen haben – z.B. nach der Studie von Huwiler (1995) nur 5 bzw. 30% der Befragten –, erleben die meisten den Alltag mit einem Baby zunächst als (sehr) anstrengend (rund 60% der jungen Mütter) und den Umgang mit ihm als (viel) schwieriger als erwartet (42% der Befragten). Wiegand (1998) gibt folgende Erklärung: „Die Angst, etwas verkehrt zu machen, und Selbstzweifel führen dazu, dass die Mütter sich bis zur eigenen Erschöpfung und weit darüber hinaus um die Kinder bemühen ...“ (S. 141). Sie halten sich ständig in der Nähe des Säuglings auf, beobachten ihn und versuchen, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Zunächst müssen die jungen Mütter lernen, die Signale des Säuglings zu verstehen, also Sensibilität, Empathie und Intuition entwickeln. Besonders schwer fällt es

ihnen oftmals, auf die primärprozesshafte Reaktions- und Erlebnisstufe eines Babys zu regredieren. Laub (1992) ergänzt: „Die moderne Mutter hat innerpsychisch einen weiteren Weg zu ihrem Kind zurückzulegen als die Mütter unklarer Urzeiten“ (S. 4). Ferner müssen die Frauen lernen, angemessen auf die Signale ihres Kindes zu reagieren, also „mütterliche“ Fähigkeiten entwickeln (Mercer 1995; Richardson 1993; Wiegand 1998). Entgegen der gesellschaftlichen und der eigenen Erwartung, dass Mütter von Anfang an die Bedürfnisse ihres Kindes verstehen, müssen sie zumeist erleben, dass dies nicht der Fall ist (Realitätsschock). So sind sie verunsichert und wissen nicht, was sie tun oder lassen sollen. Viele befolgen zunächst die Hinweise in Ratgebern oder orientieren sich an ihnen bekannten Rollenmodellen. Sie überprüfen deren Ratschläge oder „vorbildhaften“ Verhaltensweisen an der Realität mit ihrem Kind und experimentieren mit verschiedenen Reaktionen auf dessen Signale. Auf diese Weise entwickeln sie allmählich ein Repertoire an „mütterlichen“ Fertigkeiten und werden immer kompetenter, sicherer, gewandter und damit zufriedener. So überrascht nicht, dass bei der Studie von Huwiler (1995) vier Monate nach der Geburt nur noch 16% und ein Jahr danach nur noch knapp 5% der Mütter berichten, dass der Umgang mit dem Kind schwieriger als erwartet sei.

Zum Realitätsschock nach der Geburt eines Kindes gehört auch, dass in den meisten Fällen nicht die erwartete sofortige „Bindung“ an den Säugling erlebt wird (Crouch/Manderson 1993). Viele Frauen erleben dies als belastend und entwickeln Schuldgefühle, insbesondere wenn sie glauben, dass sie aufgrund einer Kaiserschnittentbindung oder der großen Erschöpfung nach langen Wehen die „entscheidenden Augenblicke“ nach der Geburt verpasst haben. Wiegand (1998) stellt fest: „Kaum eine Mutter, die ich interviewt habe, schildert die erste Phase der Mutterschaft als Erleben der besonderen Verbundenheit oder besonders intensiven Glücks mit dem Kind. Im Gegenteil, die meisten Mütter erleben die erste Zeit als schwierig und mit höchst ambivalenten extremen Gefühlen verbunden“ (S. 139). Von einer spontan entstehenden Symbiose zwischen Mutter und Kind könne man keinesfalls sprechen (vgl. Ruddick 1994). Somit empfindet nur ein Teil der Frauen direkt nach der Entbindung Liebe und Zuneigung zum Säugling.

In vielen Fällen entwickeln sich also eine enge Beziehung zum Säugling und eine emotionale Bindung erst im Verlauf der ersten Tage und Monate (Crouch/Manderson 1993; Mercer 1995; Wiegand 1998). Mutter und Kind müssen einander erst kennen lernen und näher kommen, was durch Berühren, Halten, Schmusen, Kuschneln und verschiedene Sinneserfahrungen geschieht. Dieser Prozess kann durch ihre Persönlichkeitscharakteristika, ihr Temperament, ihre Wahrnehmungen, ihre Anpassungsfähigkeit und andere Eigenschaften erleichtert oder erschwert werden. Beispielsweise wird der Bindungsprozess verlangsamt, wenn das Baby als „schwierig“ oder seine Betreuung als frustrierend erlebt wird. Manche Mütter berichten erst von positiven Emotionen für ihr Kind, wenn dieses auf sie reagiert, also sie z.B. anlächelt. Sie fühlen sich mit ihm innerlich verbunden, wenn sie sich mit ihm identifizieren, eigene Charakteristika oder solche von Angehörigen an ihm entdecken und es als neues Familienmitglied akzeptiert haben. Schon bald beginnen aber Mutter und Kind, sich voneinander langsam abzugrenzen. Sie nehmen einander immer mehr als separate Individuen mit eigenem Willen wahr.

Zu den Problemen, die mit der Anpassung an das Baby und dem Erlernen „mütterlicher“ Fähigkeiten verbunden sind, kommen oft weitere. Dazu gehören kindbezogene Belastungen: Manche Säuglinge sind anspruchsvoll und verlangen Dauerpräsenz, andere weinen oft und grundlos, einige schlafen nur schwer ein und wachen oft auf, andere wollen viel Körperkontakt und häufig getragen werden. Dazu können z.B. Probleme mit dem Stillen oder Krankheiten des Kindes kommen (Huwiler 1995). Green und Kafetsios (1997) stellten bei ihrer Studie über 1.285 Frauen aus Cambridge und Umgebung fest, dass die meisten sowohl positive als auch negative Wörter benutzten, um ihre Säuglinge zu beschreiben.

Aus den Verhaltensweisen des Babys resultieren besondere Belastungen für die Mütter wie Schlafmangel, Müdigkeit, Erschöpfung, Stress, Reizbarkeit, Frustration usw. (Huwiler 1995; Laub 1992; Richardson 1993; Wiegand 1998). Sind sie besonders stark ausgeprägt, kann dies das Verhalten gegenüber dem Säugling und die Bindungsentwicklung beeinträchtigen (Goldstein/Diener/Mangelsdorf 1996). Erst nach circa sechs Wochen verbessert sich der Zustand der jungen Mütter wieder; aber es dauert rund neun Monate, bis sie ihr früheres Maß an physischer und psychischer Energie erreicht haben (Mercer 1995). Die jungen Mütter müssen ihren gesamten Lebensrhythmus ändern und immer wieder Handlungen unterbrechen, um die Bedürfnisse des Säuglings zu befriedigen. Es bleibt kaum noch Freizeit oder Zeit zur Pflege persönlicher Belange, was sich oft auch in einer schlichteren Kleidung oder Frisur zeigt. Weaver und Ussher (1997) schreiben, dass Frauen in diesem Zusammenhang oft von Selbstaufopferung sprechen: „Dieses Thema war mit Abstand das häufigste und durchgängigste in dieser Studie: Es spiegelt das gesellschaftliche Bild von der Mutter als selbstlose Madonna wider, die bereit ist, ihre eigenen Bedürfnisse ihrem Kind zu opfern“ (S. 58).

Hinzu kommt, dass die jungen Mütter in den ersten Wochen nach der Entbindung an ihre Wohnung gebunden sind und kaum Zeit für Einkäufe oder andere Erledigungen haben. Weaver und Ussher (1997) stellten bei ihrer Befragung von 13 Londoner Müttern fest: „Ein Grund, warum das Leben so beengend für diese Frauen wurde, lag darin, dass sie nun den Säugling mit sich nehmen mussten, wo immer sie hingingen – außer sie hatten Babysitter, die aber entweder als zu teuer oder auch nur als zu schwer zu finden beschrieben wurden. Den Säugling mitzunehmen bedeutete eine gigantische Planungsarbeit“ (S. 59f.). Die Frauen erleben einen großen Verlust an Autonomie und Selbstständigkeit (Huwiler 1995; Laub 1992; Weaver/Ussher 1997). Besonders belastend ist die aus der Bindung an die Wohnung resultierende soziale Isolation. Zumeist fallen die Kontakte am Arbeitsplatz weg; Treffen mit Freunden in Restaurants oder Kneipen, Theater- und Kinobesuche, viele Hobbys und sportliche Aktivitäten entfallen. Manche Freundschaften lösen sich auf, was subjektiv als leidvoll erfahren wird (Herlyn et al. 1993; Richardson 1993; Weaver/Ussher 1997; Wiegand 1998).

Viele Mütter trauern um den Verlust ihres früheren Lebensstils. Dies trifft besonders auf Frauen zu, die bisher (voll) erwerbstätig waren. Sie verlieren nicht nur die mit der Berufsausübung verbundene Anerkennung und Eigenständigkeit, müssen nicht nur Karriere- und Fortbildungswünsche aufgeben, sondern werden auch von ihren (Ehe-)Partnern finanziell – und wegen der Isolation zunehmend emotional – abhängig. Die jungen Mütter werden auf die Hausfrauenrolle zurückgeworfen,

die gesellschaftlich wenig Wert hat und für deren Ausübung sie in der Regel nur wenig Anerkennung erfahren (Laub 1992; Mercer 1995). All dies trifft deutsche Frauen stärker als solche in Österreich, Südkorea, Südjemen und den USA, wie eine Vergleichsstudie mit 675 Eltern zeigte (Quaiser-Pohl 1992): „Auch hier nahm Deutschland im internationalen Vergleich eine Extremstellung ein: Während die deutschen Frauen vor der Geburt des ersten Kindes häufiger als in anderen Ländern berufstätig waren, war der Anteil berufstätiger deutscher Mütter extrem gering“ (S. 30). Jedoch gibt es auch Frauen, die nach der Geburt eines Kindes selbstverständlich und ohne Einbruchsempfinden den Beruf aufgeben (insbesondere wenn dieser eher negativ erlebt wurde) sowie mit der Hausfrauenrolle und traditionellen Arbeitsteilung zufrieden sind (Herlyn et al. 1993).

Durch den Wegfall ihres Einkommens erleben junge Mütter oft auch finanzielle Probleme – mitbedingt durch die neu auftretenden hohen Lebenshaltungskosten für den Säugling, die inzwischen im Durchschnitt mehr als 500 DM betragen. Außerdem mussten 1996 in den alten Bundesländern mehr als ein Fünftel aller Verheirateten mit Kindern und in den neuen Ländern mehr als ein Drittel mit einem Haushaltsnettoeinkommen von weniger als 3.000 DM zurechtkommen (Engstler 1999).

Bei all den Anpassungsproblemen sowie psychischen, sozialen und materiellen Belastungen ist es nicht verwunderlich, dass bis zu 80% aller jungen Mütter in den ersten Wochen und Monaten nach der Entbindung deprimiert sind (Mercer 1995). Nach der Untersuchung von Green und Kafetsios (1997) über 1.285 englische Frauen waren sechs Wochen nach der Geburt laut der Edinburgh Postnatal Depression Scale (EPDS) 13% klinisch depressiv. Feministische Wissenschaftlerinnen haben immer wieder kritisiert, dass diese Depressionen als ein rein medizinisches Phänomen betrachtet und behandelt würden (Marshall 1991; Richardson 1993; Woollett/Phoenix 1991). Auf diese Weise werde negiert, dass viele äußere Umstände (Realitätsschock, Isolation, Veränderung des Lebensstils, mangelnde soziale Unterstützung, Abhängigkeit usw.) die Depressionen mitbedingen.

Der Fokus auf all den negativen psychischen und sozialen Veränderungen in den ersten Wochen und Monaten nach der Entbindung dürfte dazu geführt haben, dass Positives weitgehend übersehen wurde (Green/Kafetsios 1997). Weaver und Ussher (1997) verweisen auch darauf, dass sich die negativen Seiten der Mutterschaft leichter beschreiben ließen, da es sich zumeist um praktische Probleme und Umstellungen handeln würde. Das Positive ist laut ihren Interviews mit 13 Londoner Müttern auf einige wenige Punkte beschränkt, die aber von größter Bedeutung seien: „Die Höhepunkte der Mutterschaft sind laut diesen Frauen die Freude, ihr Kind wachsen und sich entwickeln zu sehen, ihre tiefe emotionale Wärme und die Anteilnahme am Kind ... Die anfängliche Liebe und die wachsende Beziehung sind die Bereiche, durch die sich die Frauen für alle zuvor beschriebenen problematischen Veränderungen entschädigt fühlen“ (S. 60f.). Sie hatten den Eindruck, dass sie immer mehr Liebe von ihrem Kind zurückbekämen. Die Interviewer bei Huwiler (1995) repräsentativeren Untersuchung nahmen bei 91% der Frauen viel Freude am Kind wahr: „Unsere Einschätzungen stützten sich auf verschiedene Fragen zu den schönen und belohnenden Erlebnissen, die mit der Elternschaft verbunden sind. Ich bin nicht in der Lage, einen angemessenen Eindruck zu geben von den tief empfundenen, bewegenden Schilderungen der Mütter über ihr Zusammensein mit ihren

kleinen Töchtern und Söhnen“ (S. 124). Green und Kafetsios (1997) berichten, dass sechs Wochen nach der Entbindung 79% der Frauen den höchsten Wert auf einer sechsstufigen Skala ankreuzten bezüglich des empfundenen Stolzes, eine Mutter zu sein, und 72% bei der Vorgabe, überhaupt nicht enttäuscht von der Mutterschaft zu sein. Die meisten Befragten meinten, dass sie gute Mütter wären.

Hinzu kommt, dass sich die meisten Untersuchungen auf die ersten Wochen nach der Entbindung beschränken. So wird übersehen, dass viele negative Phänomene (z.B. Realitätsschock, Verunsicherung, Stress, Identitätskrise, Depressivität) vorübergehender Natur sind. So waren beispielsweise nach der Untersuchung von Huwiler (1995) vier Monate nach der Geburt bereits 93,4% der jungen Mütter sehr oder weitgehend glücklich über die Veränderungen in ihrem Leben, die durch ihr Kind entstanden sind. Mehrere Monate nach der Entbindung sind die meisten Frauen zu einer der Wirklichkeit entsprechenden Definition der Mutterrolle gelangt und haben diese in ihr Selbstkonzept integriert (Mercer 1995; Weaver/Ussher 1997; Wiegand 1998). Sie kommen nun ohne größere Probleme mit ihrem Kind zurecht – je besser sie es verstehen und je kompetenter sie mit ihm umgehen, umso besser fühlen sie sich und umso positiver ist ihr Selbstbild. Sie haben nun die mit der Mutterschaft verbundenen Konsequenzen (z.B. neuer Lebensstil, weniger Selbstbestimmung, mehr Abhängigkeit) akzeptiert. Auch gelingt es ihnen immer besser, negative Folgen zu kompensieren: So brechen sie beispielsweise aus ihrer Isolation aus, indem sie Verwandtschaftsbeziehungen intensivieren, Kontakte zu anderen jungen Müttern knüpfen oder sich Eltern-Kind-Gruppen anschließen.

Ob der Prozess der Mutterwerdung eher positiv oder eher negativ erfahren wird, hängt auch von der Paarbeziehung ab. Eine Studie über 675 Eltern in Deutschland, Österreich, Südkorea, Südjemen und den USA (Quaiser-Pohl 1992) ergab, dass deutsche Paare – vor allem vor der Geburt des ersten Kindes – die „modernsten“ Rolleneinstellungen besaßen. Auch ihr Rollenverhalten war besonders egalitär: Beide Partner waren in der Regel erwerbstätig, teilten die Hausarbeit untereinander auf und erlebten sich als gleichberechtigt (vgl. Crouch/Manderson 1993). Dementsprechend erwarten Schwangere, dass sich ihr Partner intensiv um den Säugling bzw. das Kleinkind kümmern wird. So ergab Huwilers (1995) Befragung von 182 schwangeren Schweizerinnen: „90% aller Frauen mit Partnern nahmen an, dass sie mit deren Beteiligung an der Säuglingspflege und -betreuung mehrheitlich oder sehr zufrieden sein würden. Fast alle Frauen vermuteten, dass ihre Partner mehrmals wöchentlich mit dem Kind spielen würden, drei Viertel erwarteten die gleiche Beteiligung beim Wickeln, und über 60% glaubten, dass die Väter mehrmals pro Woche das Kind baden und mit ihm spazieren gehen würden“ (S. 112). Jedoch stellt sich nach der Geburt des ersten Kindes heraus, dass die Mitarbeit des Mannes bei der Hausarbeit und Säuglingspflege immer geringer wird. Quaiser-Pohl (1992) berichtet aus der vorgenannten internationalen Vergleichsstudie: „Auch direkt nach der Geburt des ersten Kindes beteiligten sich deutsche Väter noch in besonderer Weise bei der Betreuung des Säuglings. Ziemlich schnell jedoch ließ ihr Engagement nach, und es kam zu dem genannten Traditionalisierungseffekt, der wegen des sehr egalitären Ausgangsniveaus besonders massiv ausfiel“ (S. 28). Die jungen Mütter müssen immer mehr in die „klassische“ Hausfrauenrolle hineinwachsen und akzeptieren, dass ihre hohen Erwartungen an eine gerechte innerfamiliäre Arbeits-

teilung nicht erfüllt werden und der Beruf des Mannes den Vorrang vor ihren Tätigkeiten hat (Laub 1992; Mercer 1995). Während parallel dazu die Einstellungen der Väter wieder traditioneller werden, bleiben die Rollenauffassungen der Mütter egalitär (auch nach der Geburt eines weiteren Kindes). Für die Frauen klaffen somit Erwartungen und Realität immer weiter auseinander, was zur Belastung der Partnerschaft führt. Dementsprechend zeigte die internationale Vergleichsstudie, dass bei deutschen Eltern die Verschlechterung der Partnerschaft nach Geburt des ersten Kindes am stärksten ausgeprägt war (Quaiser-Pohl 1992). Manche Frauen finden sich schließlich mit der geringen Mitarbeit des Mannes im Haushalt und bei der Kinderbetreuung ab und loben ihn sogar noch für sein „Engagement“ (Weaver/Ussher 1997).

Die hohen körperlichen, psychischen und sozialen Belastungen in den ersten Monaten nach der Geburt eines Kindes lösen bei jungen Müttern auch ein starkes Bedürfnis nach emotionalem Rückhalt aus (Laub 1992). Die Befragung von Huwiler (1995) ergab, dass sich vier Monate nach der Geburt 86% der Frauen als gefühlsmäßig gut unterstützt durch den Partner bezeichneten; bei 10% war die Unterstützung mittelmäßig und bei 4% gering. Bei der Untersuchung von Green und Kafetsios (1997) bewerteten 30% der Befragten die emotionale Unterstützung durch den Partner auf einer fünfstufigen Skala mit „5“ und 31% mit „4“; allerdings wählten auch 21% die niedrigen Werte „1“ und „2“. Goldstein, Diener und Mangelsdorf (1996) stellten bei ihrer Studie über 70 Frauen fest, dass die Zufriedenheit mit der gefühlsmäßigen Unterstützung durch den Partner drei Monate nach der Entbindung signifikant geringer war als im dritten Trimester. Manche jungen Mütter beklagen auch, dass sie weniger Zeit für Gespräche oder soziale Aktivitäten mit ihrem Partner haben, dass ihr sexuelles Verlangen vermindert ist oder dass sexuelle Funktionsstörungen auftreten (Weaver/Ussher 1997; Wimmer-Puchinger 1992). Ein Jahr nach der Entbindung waren laut Huwiler (1995) jedoch immer noch 84% der Mütter mit der Ehe bzw. Partnerschaft mehrheitlich oder sehr zufrieden; 10% waren teilweise und 6% eher oder völlig unzufrieden.

Abschließend soll noch beschrieben werden, welche Faktoren den Prozess der Mutterwerdung beeinflussen. Huwiler (1995) legt ein von ihm empirisch geprüftes Pfadmodell für das allgemeine Wohlbefinden und die Zufriedenheit mit der Mutterrolle vor. Letztere lasse sich zu 58% durch folgende Variablen erklären: (1) Gesundheit und Verhalten des Kindes als Stressfaktoren, (2) Wohlergehen des Kindes, (3) psychische Gesundheit und Belastbarkeit der Mutter, (4) Familieneinkommen und (5) Einschätzung der finanziellen Situation, wobei nur die drei erstgenannten Variablen von großer Bedeutung sind. Überraschenderweise wirken sich die praktische und die emotionale Unterstützung durch den Partner kaum auf die Zufriedenheit mit der Mutterrolle aus. „Das legt die Interpretation nahe, dass die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau so weit etabliert ist, dass die Mutter für die Bewältigung innerfamiliärer und kindbezogener Aktivitäten wenig auf emotionale Unterstützung durch den Mann angewiesen ist“ (a.a.O., S. 173). An anderer Stelle heißt es: „Die Mutter-Kind-Beziehung bildet in gewissem Maße eine eigene Sphäre. Sie stellt einen Bereich dar, der aus der Optik der Mütter durch den Partner, Verwandte und Bekannte nur teilweise tangiert wird. Das Ausmaß an tatkräftiger Unterstützung, welche die Mütter erlebten, wirkte sich nicht auf ihre Rollenzufriedenheit aus,

und auch die emotionale Unterstützung aus ihrem Umfeld zeigte einen geringeren Einfluss, als man hätte erwarten können“ (S. 208). Hingegen trug nach dem Pfadmodell die emotionale Unterstützung durch den Partner zusammen mit der Zufriedenheit mit der Mutterrolle in entscheidender Weise zum allgemeinen Wohlbefinden der Frauen bei.

Nach anderen Untersuchungen (zusammengefasst bei Mercer 1995) wirkt sich auf den Prozess der Mutterwerdung noch positiv aus, wenn die Frauen z.B. eine glückliche Kindheit erlebt haben, ein gutes Verhältnis zur eigenen Mutter haben, in einer guten Ehebeziehung leben, physisch und psychisch gesund sind, eine positive Einstellung während der Schwangerschaft zeigen, einen Säuglingspflegekurs besucht oder vor der Entbindung Erfahrungen mit Säuglingen gesammelt haben, klare Rollenerwartungen haben sowie empathisch, expressiv und sozial kompetent sind. Ferner wirke sich positiv aus, wenn das Kind gesund ist und keine Probleme beim Füttern macht, wenn Mutter und Kind hinsichtlich von Merkmalen wie Temperament u.Ä. übereinstimmen, wenn es der Mutter Freude macht, mit dem Säugling zu interagieren, und wenn sie diesen nicht als schwierig erlebt (vgl. Goldstein/Diener/Mangelsdorf 1996; Green/Kafetsios 1997; Huwiler 1995).

Mutterschaft bei Kleinkindern

Im Kleinkindalter muss die Mutter ihre Beziehung zum Kind entsprechend seiner neuen (Autonomie-)Bedürfnisse und Entwicklungsfortschritte immer wieder verändern. Es kommt zu einer verstärkten Individuation und Selbstabgrenzung des Kindes (Machtkämpfe), was von manchen Müttern als recht schmerzhaft erlebt wird (Bassin/Honey/Kaplan 1994; Bretherton/Biringen/Ridgeway 1991; Wiegand 1998). Viele Mütter sind aufgrund mangelnder Erfahrung und widersprüchlicher Ratschläge verunsichert, wie sie ihre Kinder erziehen sollen (Bornstein et al. 1998). Zurückgreifend auf Erziehungsratgeber und Elternzeitschriften orientieren sie sich laut Hays (1998) an der in unserem Kulturkreis vorherrschenden „Ideologie der intensiven Kindererziehung“: Sie betrachten das Kleinkind als ein reines, unschuldiges Wesen, das geliebt, bemuttert, emotional unterstützt und in allen Entwicklungsbereichen (gezielt) gefördert werden muss (vgl. Bretherton/Biringen/ Ridgeway 1991). Zugleich versuchen sie, ihren Kindern große Freiräume zum Erforschen der Umwelt zu geben und ihr Spielen vielfältiger zu gestalten (Richardson 1993). Die Mütter übernehmen allmählich mehr Rollen gegenüber dem Kleinkind, werden z.B. zu Spielpartnerinnen, Lehrerinnen, Vermittlerinnen sozialer Normen und Strafer, wenn das Kind Regeln verletzt (Grossmann 1995). Je älter das Kind wird, umso eher betrachten sie negative Verhaltensweisen als beabsichtigt und reagieren dann härter auf sie (Dix/Ruble/Zambarano 1989; Mills/ Rubin 1992). Und als Lohn für all ihre Bemühungen reichen ihnen „die Freude zu teilen, die Liebe, die sie empfinden, und die Verheißung, dass sie die Liebe von ihren Kindern zurückbekommen“ (Hays 1998, S. 173).

Studien über Mütter aus verschiedenen Kulturkreisen in Deutschland und internationale Vergleichsstudien zeigen, dass sich Haltungen gegenüber dem (Klein-) Kind, Erziehungseinstellungen, Attribuierungen und Erziehungsverhalten von Müt-

tern in einem Land bzw. zwischen verschiedenen Ländern stark unterscheiden. Beispielsweise favorisieren Aussiedlerinnen aus Russland und in Deutschland lebende Türkinnen einen kontrollierend-autoritären Erziehungsstil, während westdeutsche Mütter diesen eindeutig ablehnen und einen permissiven bevorzugen. Letztere planen auch mehr die tägliche Erziehungspraxis (Herwartz-Emden 1995a).

Eine deutsch-russische Vergleichsstudie (Ahnert et al. 1994) ergab, dass russische Mütter stärker kindzentriert sind und mehr Einfluss auf die Entwicklung des Kleinkindes nehmen, das als formbar angesehen wird. Beobachtungen des mütterlichen Interaktionsverhaltens zeigten, „dass russische Mütter mehr Informationen und Hinweise geben sowie mehr Vorschläge (Einleitungen) für gemeinsames Interagieren machen, als dies deutsche Mütter tun. Insbesondere aber setzen sie mehr ‚Ausgestaltungen‘ ein, um die Interaktionsangebote des Kindes durch zusätzliche Impulse zu bereichern oder begonnene Interaktionen zu verlängern. Russische Mütter bestätigen ihre Kinder auch öfter und führen dies zumeist durch Mimik und sprachliche Information deutlich emotional betont aus“ (S. 105). Die deutschen Mütter waren gelassener im Umgang mit ihrem Kleinkind und erwarteten für nahezu jede der künftig vom Kind zu erwerbenden Fertigkeit einen späteren Entwicklungszeitpunkt. Ihre Erziehungskonzepte waren eher rational-pragmatisch ausgerichtet, die der russischen Frauen eher moralisch-emotional.

Eine Vergleichsstudie über 214 Mütter 20 Monate alter Kinder aus Argentinien, Belgien, Frankreich, Israel, Italien, Japan und den USA (Bornstein et al. 1998) ergab, dass bezüglich der Selbstbewertungen und Attribuierungen mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten bestanden. Beispielsweise hielten sich Israelis und US-Amerikanerinnen in der Kindererziehung für sehr kompetent; argentinische, belgische und französische Mütter bewerteten sich nicht ganz so positiv, aber besser als italienische und japanische Frauen. Belgische und US-amerikanische Mütter waren mit der Kindererziehung sehr zufrieden; weniger hohe Werte gaben argentinische, französische, israelische und italienische Mütter an; die Japanerinnen waren am wenigsten zufrieden. Dafür waren sie zusammen mit den italienischen und US-amerikanischen Frauen bereit, in die Kindererziehung besonders viel Zeit und Energie zu investieren – mehr als die belgischen, argentinischen und israelischen Mütter und viel mehr als die Französinen. Ein Erziehungserfolg wurde von italienischen und – in geringem Maße – von französischen und israelischen Frauen eher den eigenen Fähigkeiten zugeschrieben, von den japanischen Frauen eher dem Verhalten des Kindes. Die Auswertung von rund 40 Untersuchungen ergab viele weitere Unterschiede zwischen Müttern aus den genannten Ländern (a.a.O.).

Bis zur Aufnahme des Kindes in den Kindergarten sind in Deutschland die weitestmeisten Frauen auf die Hausfrauenrolle festgelegt. In dieser Zeit verfestigt sich die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Ehepartnern: Bei einem Kind unter sechs Jahren in der Familie wendet der Mann im Durchschnitt 58 Minuten pro Tag für die Kinderbetreuung und 1 Stunde 19 Minuten für Hausarbeit auf – gegenüber 2 Stunden 35 Minuten (Kinderbetreuung) und 4 Stunden 4 Minuten (Hausarbeit) seitens der Frau. Bei zwei und mehr Kindern, von denen das Jüngste unter sechs Jahren alt ist, sind es 54 Minuten für die Kinderbetreuung und 1 Stunde 30 Minuten für Hausarbeit beim Mann versus 2 Stunden 37 Minuten bzw. 4 Stunden 50 Minuten bei der Frau (Engstler 1999). Auch die emotionale Unterstützung durch den

Mann nimmt in der Regel nach der Geburt eines zweiten oder dritten Kindes nicht zu (Laub 1992). Die Belastung der Mutter steigt; sie ist besonders hoch, wenn das letztgeborene Kind gerade dem Säuglingsalter entwachsen ist (Weaver/Ussher 1997).

Der Eintritt des (jüngsten) Kindes in den Kindergarten ist für viele Mütter der Zeitpunkt, zu dem sie wieder erwerbstätig werden. Das ist viel später als vor der Geburt gewünscht – und viel später als in den USA, wo mehr Frauen kurz nach der Entbindung wieder berufstätig werden (Quaiser-Pohl 1992). Aus der Notwendigkeit, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren, resultieren neue Belastungen für die Frauen. Insbesondere nicht erwerbstätige Mütter nutzen den durch die Fremdbetreuung ihrer Kinder gewonnenen Freiraum, um an alte Gewohnheiten und Vorlieben anzuknüpfen, sich neuen Hobbys zu widmen oder den Freundeskreis auszuweiten. Der Lebensstil der Mütter ähnelt nun wieder mehr der Zeit vor der Geburt ihrer Kinder; dementsprechend erleben sie auch eine Wiederbelebung früherer Aspekte ihres Selbst. Erst jetzt ist für Wiegand (1998) der Prozess der Mutterwerdung abgeschlossen, da nun Mutterrolle und Mutteridentität mit anderen Rollen und Identitäten in Einklang gebracht worden sind.

Ausblick

Analog zur Entwicklung des Kindes zum Schulkind, Jugendlichen, jungen Erwachsenen usw. verändern sich auch Mutterrolle, Mutteridentität, Erziehungseinstellungen, Verhaltenserwartungen, Erziehungsstil u.Ä. (Dix/Ruble/Zambarano 1989; Mercer 1995). Immer mehr Frauen werden wieder berufstätig – und die anderen oft immer unzufriedener mit ihrem Hausfrauendasein und der traditionellen Mutterrolle (Herlyn et al. 1993; Herlyn/Vogel 1994). Selbst wenn Frauen irgendwann nach ihrem 40. Lebensjahr ihre „Kinder“ nicht mehr versorgen und erziehen müssen, weil diese erwachsen geworden sind und einen eigenen Haushalt gegründet haben, bleiben sie Mütter, obwohl sie kaum noch „mütterliche“ Aufgaben erfüllen. Mutterschaft ist somit nie konstant, sondern fortwährend im Wandel.

In diesem Kapitel sollte verdeutlicht werden, dass Mutterschaft kulturell bedingt und historisch variabel ist. Es handelt sich um ein sehr komplexes Phänomen mit einer Unmenge von Ausprägungen in der jeweiligen Gesellschaft bzw. in verschiedenen Ländern. Eine Annäherung an Mutterschaft ist somit nur möglich, wenn ein interdisziplinärer Zugang gewählt wird bzw. Erkenntnisse aus verschiedenen Wissenschaften zu einer integrativen Zusammenschau vereint werden. Das wurde am Beispiel der Mutterwerdung verdeutlicht, wobei zugleich aufgezeigt werden sollte, dass der Übergang zur Mutterschaft ein einschneidendes Ereignis im Leben einer Frau ist – von viel größerer Bedeutung als z.B. die erste Sexualbeziehung, der Eintritt in die Arbeitswelt oder die Eheschließung.

Literatur

- Ahnert, L./Krätzig, S./Meischner, T./Schmidt, A.: Sozialisationskonzepte für Kleinkinder: Wirkungen tradierter Erziehungsvorstellungen und staatssozialistischer Erziehungsdoktrinen im intra- und interkulturellen Ost-West-Vergleich. In: Trommsdorff, G. (Hrsg.): *Psychologische Aspekte des sozio-politischen Wandels in Ostdeutschland*. Berlin: de Gruyter 1994, S. 94-110
- Ariés, P.: *Geschichte der Kindheit*. München: Hanser, 4. Aufl. 1977
- Bassin, D./Honey, M./Kaplan, M.M.: Introduction. In: Bassin, D./Honey, M./Kaplan, M.M. (Hrsg.): *Representations of motherhood*. New Haven: Yale University Press 1994, S. 1-25
- Bornstein, M.H./Haynes, O.M. et al.: A cross-national study of self-evaluations and attributions in parenting: Argentina, Belgium, France, Israel, Italy, Japan, and the United States. *Developmental Psychology* 1998, 34, S. 662-676
- Bowlby, J.: *Bindung: eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. Frankfurt/Main: Fischer, 3. Aufl. 1986
- Bretherton, I./Biringer, Z./Ridgeway, D.: The parental side of attachment. In: Pillemer, K./McCartney, K. (Hrsg.): *Parent-child relations throughout life*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum 1991, S. 1-24
- Crouch, M./Manderson, L.: *New motherhood. Cultural and personal transitions in the 1980s*. Yverdon: Gordon and Breach 1993
- deMause, L.: *Hört ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 7. Aufl. 1992
- Dix, T./Ruble, D.N./Zambarano, R.J.: Mothers' implicit theories of discipline: Child effects, parent effects, and the attribution process. *Child Development* 1989, 60, S. 1373-1391
- Engstler, H.: *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1999
- Engstler, H./Lüscher, K.: Späte erste Mutterschaft. Ein neues biographisches Muster der Familiengründung? *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 1991, 17, S. 433-460
- Glenn, E.N.: Social constructions of mothering: A thematic overview. In: Glenn, E.N./Chang, G./Forcey, L.R. (Hrsg.): *Mothering: Ideology, experience, and agency*. New York: Routledge 1994, S. 1-29
- Goldstein, L.H./Diener, M.L./Mangelsdorf, S.C.: Maternal characteristics and social support across the transition to motherhood: Associations with maternal behavior. *Journal of Family Psychology* 1996, 10, S. 60-71
- Green, J.M./Kafetsios, K.: Positive experiences of early motherhood: Predictive variables from a longitudinal study. *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 1997, 15, S. 141-157
- Grossmann, K.: Kontinuität und Konsequenzen der frühen Bindungsqualität während des Vorschulalters. In: Spangler, G./Zimmermann, P. (Hrsg.): *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung*. Stuttgart: Klett-Cotta 1995, S. 191-202
- Hays, S.: *Die Identität der Mütter. Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz*. Stuttgart: Klett-Cotta 1998
- Herlyn, I./Vogel, U.: Familienfrauen am Ende ihrer aktiven Mutterphase. *Zeitschrift für Familienforschung* 1994, 6, S. 6-15
- Herlyn, I./Vogel, U./Kistner, A./Langer, H./Mangels-Voegt, B./Wolde, A.: *Begrenzte Freiheit – Familienfrauen nach ihrer aktiven Mutterschaft. Eine Untersuchung von Individualisierungschancen in biographischer Perspektive*. Bielefeld: Kleine 1993
- Herwartz-Emden, L.: *Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung*. Weinheim: Juventa 1995a
- Herwartz-Emden, L.: *Geschlechterverhältnisse und Mutterschaft in einfachen und modernen Gesellschaften. Neue Sammlung* 1995b, 35, S. 47-64
- Huwiler, K.: *Herausforderung Mutterschaft. Eine Studie über das Zusammenspiel von mütterlichem Erleben, sozialen Beziehungen und öffentlichen Unterstützungsangeboten im ersten Jahr nach der Geburt*. Bern: Huber 1995

- Laub, T.: Aspekte des Mutter-Seins. *System Familie* 1992, 5, S. 3-9
- Marshall, H.: The social construction of motherhood: An analysis of childcare and parenting manuals. In: Phoenix, A./Woollett, A./Lloyd, E. (Hrsg.): *Motherhood: Meanings, practices and ideologies*. London: Sage 1991, S. 66-85
- McMahon, M.: *Engendering motherhood: Identity and self-transformation in women's lives*. New York: Guilford 1995
- Mercer, R.T.: *Becoming a mother. Research on maternal identity from Rubin to the present*. New York: Springer 1995
- Mills, R.S.L./Rubin, K.H.: A longitudinal study of maternal beliefs about children's social behaviors. *Merrill-Palmer Quarterly* 1992, 38, S. 494-512
- Phoenix, A./Woollett, A.: *Motherhood: Social construction, politics and psychology*. In: Phoenix, A./Woollett, A./Lloyd, E. (Hrsg.): *Motherhood: Meanings, practices and ideologies*. London: Sage 1991, S. 13-27
- Quaiser-Pohl, C.: Kinderwunsch zu hoch gehängt? Wenn Kinder nur Belastung sind. *Die Frau in unserer Zeit* 1999, 28 (3), S. 26-31
- Reif, H. (Hrsg.): *Die Familie in der Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1982
- Richardson, D.: *Women, motherhood and childrearing*. New York: St. Martin's Press 1993
- Ruddick, S.: Thinking mothers / conceiving birth. In: Bassin, D./Honey, M./Kaplan, M.M. (Hrsg.): *Representations of motherhood*. New Haven: Yale University Press 1994, S. 29-45
- Textor, M.R.: *Integrative Familientherapie. Eine systematische Darstellung der Konzepte, Hypothesen und Techniken amerikanischer Therapeuten*. Berlin: Springer 1985
- Textor, M.R.: Eklektische und Integrative Psychotherapie. Fünf Bewegungen zur Überwindung der Vielzahl von Therapieansätzen. *Psychologische Rundschau* 1988a, 39, S. 201-211
- Textor, M.R.: Erklärungsmodelle und Behandlungsansätze für Verhaltensstörungen und psychische Probleme. *Die Notwendigkeit der Integration. Soziale Arbeit* 1988b, 37, S. 129-134
- Textor, M.R.: *Familien: Soziologie, Psychologie. Eine Einführung für soziale Berufe*. Freiburg: Lambertus, 2. Aufl. 1993
- Textor, M.R.: *Familientherapie: Zur Vereinbarkeit von Therapieansätzen*. *Psycho* 1995, 21, S. 405-408
- Weaver, J.J./Ussher, J.M.: How motherhood changes life – a discourse analytic study with mothers of young children. *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 1997, 15, S. 51-68
- Weber-Kellermann, I.: *Die Familie. Geschichte, Geschichten und Bilder*. Frankfurt: Insel 1976
- Weisner, T./Gallimore, R.: My brother's keeper: Child and sibling caretaking. *Current Anthropology* 1977, 18, S. 169-189
- Wiegand, G.: *Selbstveränderung von Müttern aus subjektiver Sicht. Ein Beitrag zur psychoanalytischen Frauenforschung*. Gießen: Psychosozial-Verlag 1998
- Wimmer-Puchinger, B.: *Schwangerschaft als Krise. Psychosoziale Bedingungen von Schwangerschaftskomplikationen*. Berlin: Springer 1992
- Windridge, K.C./Berryman, J.C.: Maternal adjustment and maternal attitudes during pregnancy and early motherhood in women of 35 and over. *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 1996, 14, S. 45-55
- Woodward, K.: *Motherhood: Identities, meanings and myths*. In: Woodward, K. (Hrsg.): *Identity and difference. Culture, media and identities*. Milton Keynes: Open University Press 1997, S. 239-297
- Woollett, A./Phoenix, A.: *Psychological views of mothering*. In: Phoenix, A./Woollett, A./Lloyd, E. (Hrsg.): *Motherhood: Meanings, practices and ideologies*. London: Sage 1991, S. 28-46

Mutterschaft in Teilfamilien

Mütter in Teilfamilien, im Folgenden auch allein erziehende Mütter genannt, hat es in unserer Kultur zu allen Zeiten gegeben, wobei sich die Gründe für das Alleinerziehen allerdings von denen in der heutigen Situation unterscheiden. Bis weit ins 19. Jahrhundert handelte es sich bei weiblichen Alleinerziehenden entweder um ledige Mütter oder um Witwen. Erst mit dem erstmaligen starken Ansteigen der Scheidungsrate gegen Ende des 19. Jahrhunderts in den westlichen Industrieländern einschließlich der USA wurden geschiedene allein erziehende Mütter eine nennenswerte Größe. Ein erneutes deutliches Ansteigen der Scheidungsraten – ebenso wie ein Anstieg von Witwenfamilien – ist in eben diesen Ländern nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg zu beobachten. In den 50er Jahren kam es kurzfristig zu einer Stabilisierung der Scheidungsquoten. Seit den 60er Jahren steigen die Scheidungsquoten bis zur Gegenwart deutlich an (Statistisches Bundesamt 1997).

Trennung vom Ehepartner und Scheidung ist heute der häufigste Grund für die Entstehung einer Teilfamilie, die sich in Deutschland und in anderen entwickelten Industrienationen als verbreitete und wachsende Familienform neben der traditionellen Familie etabliert hat. 1997 gab es in Deutschland 1.835.000 Teilfamilien mit minderjährigen Kindern, das waren 20% aller Familien mit Kindern unter 18 Jahren. Bei den meisten Teilfamilien handelt es sich um Mutter-Kind-Familien. 1997 standen 305.000 allein erziehenden Vätern rund 1.529.000 allein erziehende Mütter gegenüber. In den Mutter-Kind-Familien waren von den Müttern 41% geschieden, 15% getrennt lebend, 8% verwitwet und 35% ledig.

Die Gründe für die steigende Zahl getrennt lebender und geschiedener Mütter sind vielfältig und vermutlich durch das Zusammenwirken einer Vielzahl von wirtschaftlichen, sozialen, juristischen und auch politischen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten bedingt. Eine sicher wesentliche Rolle spielen die veränderten Erwartungen an Partnerschaften, die im Zuge des die Moderne kennzeichnenden Individualisierungstrends zu beobachten sind (Beck 1986). Unabhängig davon, ob ein Paar verheiratet ist oder nicht, werden heute an jede Partnerschaft sehr hohe emotionale Anforderungen gestellt. Das Streben nach individueller Selbstverwirklichung und größtmöglichem Glück gerät dabei in Konflikt mit dem Ideal der lebenslang dauernden Beziehung (oder Ehe). Da persönliche Entwicklungen nicht vorhersagbar und Gefühle über die Zeit nicht stabil sind, werden die hohen Erwartungen an die Partnerschaft leicht enttäuscht, was dazu führt, dass die partnerschaftlichen Beziehungen instabil und brüchig werden (Beck-Gernsheim 1990; Rottleuthner-Lutter

1989). Dieser veränderten Einstellung zu Ehe und Scheidung trägt auch die Gesetzgebung Rechnung. In den meisten westlichen Industrieländern ist Ehescheidung gegenüber früheren Jahrzehnten erleichtert und das Schuldprinzip dem Zerrüttungsprinzip gewichen. Im Gegensatz zu früheren Jahrzehnten können Frauen heute auch entscheiden, ob sie Mutter werden wollen oder nicht, und sie können ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Durch die veränderte Sozialgesetzgebung haben auch nicht berufstätige allein erziehende Mütter ein Auskommen. Dieses ist allerdings meist kärglich.

Finanziell am ungünstigsten gestellt ist die Gruppe lediger Mütter. Bei diesen handelt es sich zum Großteil um sehr junge Frauen ohne Berufsausbildung, die noch bei den Eltern leben (Heiliger 1991; Napp-Peters 1985; Nave-Herz/Krüger 1992; Neubauer 1988; Niepel 1994). Es gibt aber auch eine kleinere Gruppe lediger Mütter, die sich bewusst für diese Lebensform entschieden hat. Diese Mütter sind meist überdurchschnittlich gut ausgebildet und haben wenig oder keine finanziellen Probleme (Eiduson 1980; Linn 1991; Pakizeghi 1990; Rose 1992).

Die finanzielle Lage von Witwen ist dagegen relativ am günstigsten. Dies liegt daran, dass Witwen meist ältere Kinder zu versorgen haben – dann also auch bei Berufstätigkeit der Mutter keine Kosten für Kinderbetreuung anfallen – und dass sie meist in ihrer Wohnung verbleiben können.

Trennung oder Scheidung bedeutet dagegen für fast alle Frauen eine deutliche Verschlechterung der sozialen Lage. Das liegt zum einen daran, dass der Unterhalt, den die Frauen für sich und das/die Kind/er vom Expartner erhalten, geringer ist als das Einkommen, das die Familie vor der Trennung zur Verfügung hatte, zum anderen an der Zahlungssäumigkeit vieler Männer (Faber/Mädje/Neusüß 1992a, b; Schöningh/Aslanidis/Faubel-Diekmann 1991; Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit 1980). Teilfamilien mit weiblichem Haushaltsvorstand sind überproportional häufig arm oder von Armut bedroht (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1997). Die Verschlechterung der finanziellen Situation zwingt häufig zu einem Wohnungswechsel in eine kleinere Wohnung und eine schlechtere Wohngegend. Viele geschiedene Frauen ziehen in die Großstadt, weil sie dort eher einen Arbeitsplatz finden und weniger Vorurteilen ausgesetzt sind als in ländlichen Gebieten (vgl. Balloff 1993; Faber/Mädje/Neusüß 1992a; Nieslony 1989; Sander/Berger/Isselstein-Mohr 1983).

Ein besonderes Problem stellt für alle allein erziehenden Mütter die Vereinbarung von Beruf und Kinderbetreuung dar. Wegen fehlenden Ganztagsbetreuungseinrichtungen – dies gilt vor allem für Deutschland – können viele Mütter keine Berufstätigkeit aufnehmen, selbst wenn sie eine Arbeitsstelle gefunden haben. Dies führt dazu, dass etwa ein Drittel allein erziehender Mütter, vor allem ledige und geschiedene Frauen mit Klein- und jüngeren Schulkindern, in die Sozialhilfe abrutscht (Berger-Schmitt et al. 1991; Faber/Mädje/Neusüß 1992b; Garfinkel/ McLanahan 1986; Krüger 1998; Napp-Peters 1985; Nieslony 1989; Noack 1992; Walper 1991).

In den USA ist die Lage allein erziehender Mütter gegenwärtig besonders brisant, da durch das Entstehen konservativer Kreise allein erziehende Mütter verstärkt unter den Druck der öffentlichen Meinung geraten, was auch zu der Forderung führt, die öffentlichen Mittel für diese Personengruppe zu kürzen (vgl. Ma-

son/Skolnick/Sugarman 1998; Sugarman 1998). Die erlebte Belastung steht allerdings nicht in einem direkt proportionalen Verhältnis zur finanziellen Lage. Abgesehen von extremer materieller Not erleben allein erziehende Mütter die gleiche objektiv ungünstige Situation unterschiedlich (vgl. Faber/Mädje/Neusüß 1992a, b; Sander 1989; Sander/Berger/Isselstein-Mohr 1983; Schiedeck/Schiedeck 1993; Schönigh/Aslandis/Faubel-Diekmann 1991). Ein wichtiger Faktor für die Situationsbewertung ist der subjektive Vergleich zur Situation in der Ehe (Tcheng-Laroche/Prince 1983; zur Situation geschiedener Eltern vgl. auch Sander 1999).

Die psychische Befindlichkeit allein erziehender Mütter

Alleinerziehen ist gewöhnlich durch die Konfrontation mit einer Lebenskrise begründet (Scheidung vom oder Tod des Partners, Verlassenwerden vom Vater des Kindes). Unter einer Lebenskrise versteht man drastische Veränderungen in der Lebenssituation einer Person, die das normalerweise zwischen Person und Umwelt bestehende Gleichgewicht empfindlich stören (Filipp 1981). Das Verhaltensrepertoire, mit dem man bislang sein Leben gemeistert hat, reicht nicht mehr aus; die neue Situation erfordert eine Anpassungsleistung, die enorme Kräfte verlangt.

Psychische Folgen von Lebenskrisen

Lebenskrisen führen häufig zum Erleben von Trauer und Kontrollverlust. Die Betroffenen meinen, ihr Leben nicht mehr unter Kontrolle zu haben und dem Schicksal hilflos ausgeliefert zu sein (Rotter 1979). Im Zusammenhang damit treten auch Angstzustände und depressive Verstimmungen auf. So wird in vielen Studien von einer Verschlechterung der allgemeinen Befindlichkeit nach einer Scheidung berichtet, von Gefühlen der Depression und der Unkontrollierbarkeit sowie von negativen Veränderungen des Selbstbildes (vgl. Noack 1992; Schmidt-Denter/Beilmann 1995).

Die bei Geschiedenen zu beobachtenden Trauerreaktionen sind mit denen Verwitweter vergleichbar. Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass geschiedene Partner die Verantwortung für die Konsequenzen des Verlustes tragen. Neben dem Verlusterlebnis und Gefühlen der Einsamkeit müssen deshalb auch Gefühle des Zweifels, Schuld- und Hassgefühle und Gefühle des Versagens verarbeitet werden. Durch diese erhöhte Stresssituation kommt es zu einer Überproduktion der corticoiden Hormone, was wiederum zu einer Hemmung der Abwehrmechanismen bei Infektionen und Krankheiten führt (Frederick 1971). So ist es erklärlich, dass bei Geschiedenen die Krankheits-, Sterbe- und Selbstmordrate noch höher ist als bei Verwitweten (Bojanowsky 1986). Während unter einer klinischen Perspektive vor allem die pathogenen Folgen von Lebenskrisen untersucht werden (Dohrenwend/Dohrenwend 1974), wird heute in der Entwicklungspsychologie nicht davon ausgegangen, dass Lebenskrisen automatisch zu krankhaften Reaktionen führen. Eine Lebenskrise wird nicht als punktuelleres Ereignis, sondern als prozesshaftes Geschehen interpretiert. Aus dieser Sichtweise wurde eine Reihe von Phasenmodel-

len des Bewältigungsprozesses nach Verwitwung (Kübler-Ross 1969) und Scheidung (z.B. Bohannan 1970; Kessler 1975; Paul 1980; Raschke 1987; Smart 1977; Wiseman 1975) beschrieben. All diesen Modellen ist gemeinsam, dass sie Krisen als zum Leben gehörend betrachten und davon ausgehen, dass jede Lebenskrise die Möglichkeit des Scheiterns, aber auch die Chance des Wachstums und der Persönlichkeitsreifung in sich birgt. Entsprechend beschreiben alle Modelle die anfänglichen Phasen als gekennzeichnet durch Desorganisation, Kontrollverlust, Gefühle der Verzweiflung u.Ä., wobei zu den letzten Stadien hin ein Verlauf in Richtung Stabilisierung und erneutem Gewinn der Kontrolle über das eigene Leben sowie die Zunahme positiver Gefühle postuliert wird. Es wird davon ausgegangen, dass die durch eine Lebenskrise betroffenen Personen aktiv versuchen, das durch die Krise gestörte Gleichgewicht, das normalerweise zwischen Person und Umwelt herrscht, wieder herzustellen und sich der neuen Situation anzupassen. Einzelne Autoren betonen, dass sich dieser Bewältigungsprozess über Jahre erstrecken und nicht nur vorläufige, sondern auch rückläufige Prozesse (Rückfälle in überwunden geglaubte Stadien) zeigen kann (z.B. Ricci 1982).

Die entwicklungspsychologische Forschung konzentrierte sich deshalb in den letzten Jahren auf die Frage, wie der Bewältigungsprozess nach den genannten Verlusterlebnissen beschaffen ist und welche Faktoren ihn beeinflussen. Da nach einem Verlusterlebnis wie Tod oder Scheidung/Trennung vom Partner die Situation unwiderruflich verändert ist, kann die Bewältigung nur durch eine Neudefinition der Gegebenheiten erfolgen. Die allein erziehende Mutter muss sich neu definieren

- im legalen Bereich (als Geschiedene, Verwitwete, Ledige),
- im ökonomischen (als Alleinerhalterin der Familie),
- im sozialen Kontext (also in den verwandtschaftlichen, freundschaftlichen und nachbarschaftlichen Beziehungen),
- im kognitiven und emotionalen Erlebnisbereich sowie
- im Bereich elterlicher Sorge.

Es stellt sich hier die Frage, ob man sich als Ledige, Witwe oder Geschiedene bzw. als allein erziehende Mutter positiv bewerten und gut fühlen kann (vgl. Pais/White 1979). Neudefinition bedeutet, eine Situation aus einer anderen Perspektive heraus zu beurteilen. Ein solcher kognitiver Bewertungsprozess beeinflusst auch die emotionale Bewältigung der Stresssituation (Lazarus 1966). Wenn eine allein erziehende Mutter z.B. die Notwendigkeit, wieder berufstätig sein zu müssen, auch als Gewinn in Bezug auf eine größere Selbstständigkeit oder das Alleinleben auch als Gewinn für einen größeren Gestaltungsfreiraum für das eigene Handeln werten kann, wird ihr diese Einstellung die Bewältigung erleichtern.

Die Neudefinition kann durch erworbene Einstellungen auch behindert werden. So besteht in Personen die Tendenz, Konsistenz zwischen neuen Erfahrungen und den erworbenen Einstellungen herzustellen (Festinger 1957). Wenn eine geschiedene Mutter z.B. die Einstellung erworben hat, dass eine Scheidung eigentlich unmoralisch ist, wird sie versuchen, das Missverhältnis (die kognitive Dissonanz) zwischen ihrer Einstellung und ihrem Verhalten zu vermindern, um ihre Selbstachtung aufrechterhalten zu können. Dies gelingt ihr z.B. durch die alleinige Schuldzuwei-

sung an ihren Exmann. Da ihr dieses Erklärungsmuster (Attribution) nicht erlaubt, einigermaßen objektiv und ohne Zorn zurückzublicken, kann dies die Scheidungsbewältigung behindern.

Untersuchungen zum Wohlbefinden allein erziehender Mütter

Fasst man den Grad des subjektiven Wohlbefindens allein erziehender Mütter als Indiz für eine gelungene oder misslungene Situationsbewältigung auf, so stellt sich diesbezüglich die Forschungsbefundlage sehr heterogen dar. In einer Reihe von Studien zeigt sich ein eingeschränktes Wohlbefinden Alleinerziehender (Berger-Schmitt et al. 1991; Compass/Williams 1990; Cramer 1993; Dornbusch/Gray 1988; Fong/Amatea 1992; Gallope 1987; Garvin/Kalter/Hansell 1993; Gringlas/Weinraub 1995; Hall et al. 1991; Hetherington/Cox/Cox 1981; Kitson/Morgan 1990; McLanahan 1983, 1985; Probst et al. 1986; Schamess 1990a, b; Schaub/Schaub-Harmsen 1984; Stack 1990; Weiss 1987; Wider et al. 1995). In anderen Studien hingegen wird berichtet, dass die untersuchten allein erziehenden Mütter mit ihrem Leben zufrieden sind und die alltäglichen Anforderungen auch entsprechend meistern (Gutschmidt 1986; Hanson 1986; Napp-Peters 1985; Neubauer 1988; Permien 1988; Sev'er/Pirie 1991; Wagner-Winterhager 1988). Diese widersprüchlichen Ergebnisse dürften die Realität spiegeln: „Es gibt Alleinerziehende, denen es nicht nur aktuell gut geht, sondern denen es sogar besser geht als zu Zeiten vor ihrer Einzelternschaft. Es gibt Alleinerziehende, die sich durchschnittlich wohl fühlen, und solche, die an ihrer Lebenssituation leiden“ (Niepel 1994, S. 100). Eine solche Dreiteilung der psychischen Befindlichkeit allein erziehender Mütter bestätigen auch Untersuchungen aus dem deutschsprachigen Raum (Faber/Mädje/Neusüß 1992a, b; Sander/Berger/Isselstein-Mohr 1983; Sander 1993a; Schiedeck/Schiedeck 1993; Schöningh/Aslanidis/Faubel-Dieckmann 1991).

In Bezug auf Aussagen, die das Wohlbefinden Alleinerziehender betreffen, sind auch Untersuchungen relevant, die Mütter in Teilfamilien mit „glücklich“ und „unglücklich“ Verheirateten vergleichen. Schwarz und Gödde (1999) fanden z.B. in einer solchen Studie heraus, dass allein erziehende Mütter hinsichtlich Depressivität sowie emotionaler und praktischer Unterstützung nur dann im Nachteil sind, wenn man sie mit Müttern vergleicht, die ihre Partnerschaft als „gut“ einschätzen. Im Vergleich zu Müttern, die über eine schlechte Kommunikation mit ihrem Partner berichten, trifft dies nicht zu. Damit bestätigen die Autorinnen Ergebnisse von Studien, die in Hinblick auf die Befindlichkeit gemeinsame Nachteile von unglücklich Zusammenlebenden und Personen, die sich vom Partner getrennt haben, finden (z.B. Walper/Schneewind/Gotzler 1994).

Faktoren, welche die Bewältigung der Teilfamiliensituation beeinflussen

Die geschilderte heterogene Befundlage in Bezug auf die psychische Befindlichkeit ist wohl dadurch zu erklären, dass die Bewältigung von Lebenskrisen vom Zusammenwirken individueller Persönlichkeitsmerkmale und Faktoren des sozioöko-

logischen Umfeldes abhängt. So unterscheidet Bronfenbrenner (1976) in seinem bekannten Modell vier Ebenen des sozioökologischen Umfeldes, wobei er als unterste Ebene die individuelle Persönlichkeit mit den jeweils gegebenen Schwächen und Kompetenzen benennt. Darüber setzt er die Ebene der Familie, die zum einen durch die Qualität der sozialen Beziehungen, zum anderen durch die materiellen Ressourcen beschrieben werden kann. Diese familiäre Ebene sieht er eingebettet in die Ebene der Institutionen und sozialen Netzwerke (Verwandte, Freunde, Nachbarn). Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stellen schließlich die höchste Ebene dar. Bronfenbrenner postuliert, dass die Gegebenheiten der höher gelegenen Ebene die jeweils darunter liegende Ebene direkt und die noch weiter unten liegenden Ebenen indirekt beeinflussen. Er nimmt darüber hinaus an, dass auf jeder Ebene Stütz- und Belastungsfaktoren wirksam werden, wobei zwischen den objektiven Gegebenheiten und der subjektiven Bewertung, die für die Bewältigung entscheidend ist, zu unterscheiden ist.

Geht man davon aus, dass heute Teilfamilien keine Ausnahmeerscheinung mehr sind und dass die Einstellung gegenüber Alleinerziehenden liberaler geworden ist, kann man annehmen, dass die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für allein erziehende Mütter heute günstiger sind als noch vor wenigen Jahrzehnten (Kurdek 1981; Veevers 1991). Man muss aber davon ausgehen, dass zumindest in Teilen der Gesellschaft die Teilfamilie immer noch sozial stigmatisiert wird, was für die Betroffenen erheblich belastend wirken kann.

Die liberaler gewordene Einstellung zur Teilfamilie wirkt sich auch günstig auf die Ebene der Institutionen und Netzwerke aus. So unterstützen z.B. Sozial- und Jugendämter die Teilfamilie durch juristische und finanzielle Beratung; es wurde die Unterhaltsvorschusskasse eingeführt usw. Allerdings kann die Abhängigkeit von Institutionen, z.B. von den Zahlungen des Sozialamtes, als erhebliche Belastung erlebt werden.

Auch die Ablehnung durch Personen des sozialen Umfeldes, in der die Teilfamilie eingebettet ist, ist heute deutlich geringer als in früheren Jahrzehnten. Soziale Netzwerke sind ein wichtiger Stützfaktor für die allein erziehende Mutter, allerdings nur dann, wenn sie tatkräftige Hilfe, z.B. bei der Kinderbetreuung, oder emotionale Unterstützung leisten. Als wichtige Stütze sind ein wohlgesonnener Freundeskreis oder Selbsthilfegruppen Alleinerziehender zu nennen (Niepel/ Nestmann 1996; Pong 1997, 1998; Veevers 1991). Wenn allerdings bei geschiedenen Müttern das Netzwerk auf eine Verwandtschaft beschränkt ist, die der Scheidung negativ gegenüber steht, ist ein erheblicher Belastungsfaktor gegeben.

Die finanziellen und materiellen Ressourcen, die der Teilfamilie zur Verfügung stehen, beeinflussen den Bewältigungsprozess in bedeutsamer Weise. Ein niedriges Einkommen und eine insgesamt ungünstige soziale Lage sind ein schwerer Belastungsfaktor für die allein erziehende Mutter. Auch die Beziehungsmuster innerhalb der Teilfamilie werden durch die finanziellen und materiellen Ressourcen beeinflusst. Extreme finanzielle Not erhöht die Wahrscheinlichkeit eines inkompetenten mütterlichen Erziehungsstils (Colleta 1983). Andererseits können gute Beziehungen zwischen Mutter und Kind(ern) auch als Stützfaktor wirken, der die materiellen Schwierigkeiten leichter erträglich macht (Sander/Berger/Isselstein-Mohr 1983).

In einer Reihe von Untersuchungen konnten Persönlichkeitsmerkmale und individuelle Kompetenzen bzw. Gegebenheiten identifiziert werden, die sich günstig bzw. ungünstig auf die Krisenbewältigung und so auch auf die psychische Befindlichkeit allein erziehender Mütter auswirken. In einem Überblicksreferat nennt Veevers (1991) u.a. folgende Faktoren, die die Scheidungsbewältigung beeinflussen: Personen, die grundsätzlich (im Sinne eines manifesten Persönlichkeitsmerkmals) schwierige Situationen positiv bewältigen, fällt die Scheidungsbewältigung leichter als Personen, bei denen dies nicht der Fall ist.

Auch allgemeine Einstellungen spielen eine Rolle. Wer eine Scheidung grundsätzlich als persönliches Scheitern interpretiert, wird größere Schwierigkeiten mit der Bewältigung haben als jemand, der darin ein Ereignis sieht, mit dem man im „normalen“ Lebenslauf rechnen muss. Auch das Alter spielt eine Rolle: So haben junge Frauen im Allgemeinen weniger Schwierigkeiten als ältere, sich an ihre Rolle als Alleinerziehende zu gewöhnen.

In Bezug auf die Dauer der Ehe besteht eine nicht lineare Beziehung zur Bewältigung. Nach einer sehr kurzen oder sehr langen Ehe scheint eine Scheidung eine geringere Belastung darzustellen. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass in einer sehr kurzen Ehe noch keine auf Dauer angelegte Beziehung aufgebaut wurde, in einer sehr langen Ehe wiederum sich extrem viel an Unzufriedenheit und Belastung aufstaute. Entscheidender als die Dauer der Ehe dürfte allerdings die Planungsperiode sein. Eine Frau, die sich längere Zeit auf eine mögliche Scheidung (oder auch den Tod des Partners) eingestellt hat, kann das kritische Lebensereignis schneller bewältigen als eine Frau, die davon überrascht wurde. Das Gleiche gilt, wenn sie aktiv die Scheidung betrieb, sodass sie durch ihre Initiative Kontrolle über die Situation gewinnen konnte.

Einen sehr hohen Stellenwert in Bezug auf die Bewältigung einer Scheidung hat der Bildungsstand. Ein höherer Bildungsstand garantiert eher das Verfügen über Kompetenzen und Strategien, sich in schwierigen Situationen zu helfen, und bietet auch eher die Chance für eine befriedigende berufliche Tätigkeit und finanzielle Sicherheit – Faktoren, die die Bewältigung erheblich erleichtern (vgl. Guttman 1993; Sander 1993a). Die Bedeutung von Stressverarbeitungsstrategien für das Wohlbefinden allein erziehender Frauen konnte erst kürzlich bei einer deutschen Stichprobe nachgewiesen werden. Frauen mit unterschiedlichem Wohlbefinden zeigten unabhängig vom Familienstand (untersucht wurden allein erziehende Mütter, wiederverheiratete Alleinerziehende und in erster Ehe verheiratete Mütter) verschiedene Stressverarbeitungsstrategien. Mütter, deren Wohlbefinden größer war, griffen in stressreichen Situationen im Gegensatz zu den Frauen mit geringerem Wohlbefinden verstärkt zu Strategien wie Bagatellisierung, Herunterspielen der belastenden Situation sowie positiver Selbstinstruktion. Frauen mit geringerem Wohlbefinden verwendeten hingegen signifikant häufiger Strategien wie Vermeidung oder Fluchttendenz, soziale Abkapselung, gedankliche Weiterbeschäftigung mit dem stresserzeugenden Thema, Resignation, Selbstbemitleidung, Selbstbeschuldigung und Aggression; sie griffen auch häufiger in Stresssituationen auf Pharmaka zurück (Jesse/Sander 1999).

Dieses Ergebnis steht in Einklang mit Ergebnissen anderer Untersuchungen, die sich mit dem Zusammenhang zwischen Copingstrategien und dem Wohlbefinden

Alleinerziehender beschäftigten (z.B. Holloway/Machida 1992; Noack 1992; vgl. Compass/William 1990; D'Ercole 1988; Fong/Amatea 1992; Hall et al. 1991; Lindblad-Goldberg/Dukes/Lasley 1988).

Wie aus einer Studie von Probst et al. (1986) hervorgeht, ist auch entscheidend, ob eine Person situationsspezifisch Copingstrategien flexibel einsetzen kann. Schlesinger (1991) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass gegenwarts- und zukunftsorientiertes Bewältigungsverhalten wichtig für das Wohlbefinden ist: Viele Frauen neigen allerdings dazu, durch Hadern mit der Vergangenheit und die langwierige Suche nach Ursachen des Scheiterns der Beziehung der Gestaltung der Gegenwart zu wenig Beachtung zu schenken.

Bei der Beurteilung der genannten Unterstützungs- und Belastungsfaktoren ist zu berücksichtigen, dass sich die Bedeutung sowohl individueller Kompetenzen als auch von Faktoren des sozioökologischen Umfeldes im Laufe des Bewältigungsprozesses ändern kann. So kann z.B. die Wiederaufnahme einer beruflichen Tätigkeit von einer allein erziehenden Mutter unmittelbar nach der Scheidung als extrem belastend wahrgenommen werden, die neu gewonnene Kompetenz aber im Laufe des Prozesses ein wichtiger Stützfaktor werden. Oder die zunächst als unterstützend wahrgenommene Mutter einer Alleinerziehenden kann sich im Laufe der Zeit als Belastungsfaktor erweisen, wenn es beispielsweise zu Meinungsverschiedenheiten im Hinblick auf die Erziehung des Enkelkinds kommt oder die Alleinerziehende von ihrer Mutter wie ein Kind behandelt wird.

Auch die wenigen Längsschnittstudien, welche die Bewältigung der Nachscheidungsituation und des Lebens in der Teilfamilie untersuchten, bestätigen die Ergebnisse der erwähnten Querschnittstudien zum Wohlbefinden allein erziehender Mütter. Dem Großteil Betroffener gelingt die Bewältigung im Laufe einiger Jahre. Allerdings klagt ein Viertel bis ein Drittel der Alleinerziehenden noch Jahre nach der Scheidung über eine negative Gefühlslage und über psychosomatische Beschwerden (vgl. Guttman 1993; Veevers 1991; Wallerstein/Blakeslee 1989; Wallerstein/Kelly 1980). In Bezug auf diese Gruppe ist sicher zu fragen, inwiefern schon vor dem kritischen Lebensereignis Faktoren gegeben waren (z.B. bestimmte relativ überdauernde Persönlichkeitsmerkmale), welche die Anpassung an schwierige Situationen grundsätzlich erschweren. Auch im Längsschnitt ließ sich nachweisen, dass personale Ressourcen, wie z.B. Copingstrategien, über die schon vor der Lebenskrise verfügt wurde, signifikante Prädiktoren für deren Bewältigung sind (Tschann/Johnston/Wallerstein 1989).

Teilfamilienmütter in der alleinigen Erziehungsverantwortung

Eltern werden als kompetente Erzieher angesehen, wenn sie in der Lage sind, eine familiäre Umwelt zu schaffen, die für die kognitive, emotionale und soziale Entwicklung ihrer Kinder förderlich ist (Rutter 1985a, b). Eine solche Umwelt ist charakterisiert durch liebevolle und unterstützende Eltern, die Verhaltensregeln festsetzen, Kontrolle ausüben, ein konsequentes Einhalten der Verhaltensregeln einfordern und harte Bestrafung vermeiden (Amato 1990; Maccoby 1992).

Aus einer Vielzahl von Studien, in denen das Erziehverhalten Alleinerziehender (meist allein erziehende Mütter) mit dem Verheirateter verglichen wurde, geht hervor, dass Erstere im Durchschnitt ein inkompetenteres Erziehverhalten zeigen als Letztere. Sie neigen diesen Studien zufolge dazu, weniger Anforderungen an ihre Kinder zu stellen, sie weniger zu kontrollieren und weniger effektive Disziplinierungsstrategien einzusetzen; vor allem zeigen sie ein stärker inkonsequentes Erziehverhalten als Verheiratete (Amato 1987; Astone/McLanahan 1991; McLanahan/Sandefur 1994; Thomson/McLanahan/Curtin 1992). Unmittelbar nach einer Verwitwung oder Scheidung kommt auf die Mutter in der Teilfamilie – häufig von heute auf morgen – eine Vielzahl neuer Anforderungen zu. So muss sie nun eine Doppelfunktion erfüllen, sich sowohl um die (meist gewohnte) Kindererziehung kümmern als auch um die finanzielle Sicherheit der Familie (was meist eine ungewohnte Anforderung darstellt). Im Gegensatz zur traditionellen Familie, in der sich die für einen erfolgreichen Erziehungsprozess notwendigen Funktionen des Disziplinierens und des eher einführenden und stützenden Verständnisses jeweils nach Kompetenz und Situation auf zwei Personen aufteilen, muss die Alleinerziehende nun beide Funktionen mit gleicher Kompetenz ausüben. Dabei hat sie nicht die Möglichkeit, sich zurückziehen zu können und den anderen Elternteil in seiner Erzieherfunktion wirken zu lassen oder mit diesem Erziehungsprobleme zu besprechen. Diese erhöhten Anforderungen werden an sie zu einem Zeitpunkt gestellt, zu dem sie selbst als Folge der Lebenskrise psychisch belastet ist und auch die Kinder unter dem Zusammenbruch der gewohnten Lebenssituation leiden, sodass diese häufig mit Erlebens- und Verhaltensauffälligkeiten reagieren (Fthenakis/Niesel/Kunze 1982; Hetherington 1989; Hoffmann-Hausner/Bastine 1995; Sander 1988, 1993b). Die meisten Alleinerziehenden sind den Anforderungen unmittelbar nach dem kritischen Lebensereignis nicht gewachsen. Sie fühlen sich überfordert und werden unsicher (Weiss 1979). Ihr Erziehverhalten wird dadurch bedingt autoritär; da ihnen dies aber wieder leid tut, reagieren sie teilweise auch mit übergroßer Nachsicht, sodass insgesamt ein inkonsequenter Erziehungsstil dominiert (Bartz/Witcher 1978; Hetherington 1980; vgl. Sander/Jesse/Ermert 1997).

In der Literatur werden darüber hinaus auch spezielle Erziehungsprobleme allein erziehender Mütter genannt. So neigen Alleinerziehende vor allem in der ersten Zeit nach der akuten Krise dazu, die Kinder materiell und psychisch zu überfordern. Es werden erhöhte Anforderungen im Haushalt gestellt, oder es wird emotionale Unterstützung erwartet. Es besteht die Tendenz, die hierarchische Eltern-Kind-Beziehung zu nivellieren, ein eher freundschaftliches, egalitäres Verhältnis einzufordern. Gerade bei Jungen in der Pubertät oder Adoleszenz wird beobachtet, dass sie in die Rolle eines Gattensubstituts gedrängt werden, was für diese eine erhebliche Überforderung darstellt (Hetherington 1980; Kreppner/Ullrich 1999; Weiss 1979). Es kann auch vorkommen, dass geschiedene Mütter die negativen Gefühle, die sie dem Expartner gegenüber empfinden, auf das gegengeschlechtliche Kind übertragen, besonders wenn sie durch Verhalten und Aussehen des Kindes an diesen erinnert werden (Hetherington/Cox/Cox 1978; Tooley 1976). Zu Erziehungsproblemen kann es auch kommen, wenn ein eventueller Freund der Mutter die Kinder nicht akzeptiert oder die Kinder den neuen Partner ablehnen (Siewert 1983). Die genannten Probleme treten allerdings nicht notwendig und automatisch auf. Dem

Großteil der Mütter in Teilfamilien gelingt es, nach einigen – etwa zwei – Jahren ihre erzieherische Kompetenz wieder zu gewinnen (Acock/Demo 1994; Bartz/Witcher 1978; Hetherington/Cox/Cox 1978).

In einer groß angelegten und sehr differenzierten Studie von Simons und Johnson (1996) schnitten zwar auch die allein erziehenden Mütter im Vergleich zu „unglücklich“ und „glücklich“ Verheirateten in Bezug auf das Erziehverhalten am schlechtesten ab. Allerdings erwies sich der Großteil der Alleinerziehenden als kompetent in der Erziehung; nur bei 20 bis 25% war ein inadäquates Erziehverhalten zu beobachten (was allerdings einem doppelt so hohem Anteil als dem bei verheirateten Frauen entsprach). Als Hauptgrund für das inadäquate Erziehverhalten dieser Teilgruppe Alleinerziehender erwies sich der erhöhte Stress, der durch ihre Lebenslage hervorgebracht wurde, sowie die damit verbundene Neigung zur Depression.

Zusammenfassung und Ausblick

Mütter in Teilfamilien stellen keine homogene Gruppe dar. In Abhängigkeit von Person- und Umweltmerkmalen bewältigen sie ihre Lebenssituation, die meist durch ein kritisches Lebensereignis ausgelöst ist, unterschiedlich. Die meisten Mütter passen sich nach einer Zeit der Umstellung, die etwa zwei Jahre dauert, an die neuen Lebensumstände an; ihr Wohlbefinden ist zufriedenstellend, ihre Erzieherkompetenz hoch. Eine kleinere Gruppe, etwa 25%, bleibt über diesen Zeitraum hinaus auffällig, was in erster Linie auf erhöhten Stress zurückzuführen ist.

Aus den referierten Forschungsergebnissen lässt sich die Forderung nach Beratungsangeboten und deren Evaluation ableiten. Der Schwerpunkt dieser Angebote müsste zum einen auf der Sensibilisierung für die Wahrnehmung und Nutzung von Stützfaktoren im jeweiligen Umfeld sowie in der Ausbildung und dem Einsatz effektiver Copingstrategien liegen, zum anderen auf der Förderung von Erzieherkompetenz für die Bewältigung der spezifischen Anforderungen der Teilfamiliensituation (Klinkner/Sander 1999; Sander/Ermer/Klinkner 1993).

Literatur

- Acock, A.C./Demo, D.H.: Family diversity and well-being. Thousand Oaks: Sage 1994
- Amato, P.R.: Family processes in intact, one-parent, and step-parent families: The child's point of view. *Journal of Marriage and the Family* 1987, 49, S. 327-337
- Amato, P.R.: Family environment as perceived by children. *Journal of Marriage and the Family* 1990, 52, S. 613-630
- Astone, N.M./McLanahan, S.S.: Family structure, parenting practices, and high school completion. *American Sociological Review* 1991, 56, S. 309-320
- Balloff, R.: Alleinerziehende Eltern. *Zentralblatt für Jugendrecht* 1993, 78, S. 256-264
- Bartz, K.W./Witcher, W.C.: When father gets custody. *Children Today* 1978, 7, S. 2-6
- Beck, U.: Risikogesellschaft auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1986
- Beck-Gernsheim, E.: Von der Liebe zur Beziehung? In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1990, S. 65-104

- Berger-Schmitt, R./Glatzer, W./Güther, B./Kulawik, T./Milenovic, I./Riedmüller, B.: Die Lebenssituation allein stehender Frauen. Schriftenreihe des Bundesministers für Frauen und Jugend, Bd. 1. Stuttgart: Kohlhammer 1991
- Bohannon, P.: The six stations of divorce. In: Bohannon, P. (Hrsg.): Divorce and after. New York: Doubleday 1970, S. 29-77
- Bojanovsky, J.J.: Verwitwung. Ihre gesundheitlichen und sozialen Probleme. Weinheim: Beltz 1986
- Bronfenbrenner, U.: Ökologische Sozialisationsforschung – ein Bezugsrahmen. In: Lüscher, K./Bronfenbrenner, U. (Hrsg.): Ökologische Sozialisationsforschung. Stuttgart: Klett 1976, S. 199-220
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Alleinerziehende in Deutschland. Dokumentation. Materialien zur Familienpolitik. Bonn: Bonner Universitäts-Buchdruckerei 1997
- Colletta, N.D.: Stressful lives: The situation of divorced mothers and their children. Journal of Divorce 1983, 6, S. 19-31
- Compass, B.E./Williams, R.A.: Stress, coping, and adjustment in mothers and young adolescents in single- and two-parent families. American Journal of Community Psychology 1990, 18, S. 525-545
- Cramer, D.: Personality and marital dissolution. Personality and Individual Differences 1993, 14, S. 605-607
- D'Ercole, A.: Single mothers: Stress, coping and social support. Journal of Community Psychology 1988, 16, S. 41-54
- Dohrenwend, B.S./Dohrenwend, B.P. (Hrsg.): Stressful life events. Their nature and effects. New York: Wiley 1974
- Dornbusch, S.M./Gray, K.D.: Single-parent families. In: Dornbusch, S.M./Strober, M.H. (Hrsg.): Feminism, children, and the new families. New York: Guilford Press 1988, S. 274-296
- Eiduson, B.T.: Contemporary single mothers. In: Katz, L.G. (Hrsg.): Current topics in early childhood education, Bd. 3. Norwood: Ablex 1980, S. 65-76
- Faber, C./Mädje, E./Neusüß, C.: „Getrennt in einer Wohnung leben, das ist das Schlimmste, was es gibt.“ Wohnsituation und Wohnbedarf allein erziehender Sozialhilfeempfängerinnen. Frauenforschung 1992a, 10, S. 19-38
- Faber, C./Mädje, E./Neusüß, C.: Armut und Bildung. Social Management 1992b, 2, S. 9-11
- Festinger, L.: A theory of cognitive dissonance. Stanford: Stanford University Press 1957
- Filipp, S.-H. (Hrsg.): Kritische Lebensereignisse. München: Urban/Schwarzenberg 1981
- Fong, M.L./Amatea, E.S.: Stress and single professional women: An exploration of causal factors. Journal of Mental Health Counseling 1992, 14, S. 20-29
- Frederick, S.F.: Physiological reactions induced by grief. Omega 1971, 2, S. 71-75
- Fthenakis, W.E./Niesel, R./Kunze, H.-R.: Ehescheidung: Konsequenzen für Eltern und Kinder. München: Urban/Schwarzenberg 1982
- Gallope, R.A.: Depression. In: L'Abate, L./Young, L. (Hrsg.): Casebook. Structured enrichment programs for couples and families. New York: Bruner/Mazel 1987, S. 180-192
- Garfinkel, I./McLanahan, S.S.: Single mothers and their children. Washington: The Urban Institute Press 1986
- Garvin, V./Kalter, N./Hansell, J.: Divorced women: Individual differences in stressors, mediating factors, and adjustment outcome. American Journal of Orthopsychiatry 1993, 63, S. 232-240
- Gringlas, M./Weinraub, M.: The more things change ... single-parenting revisited. Journal of Family Issues 1995, 16, S. 29-52
- Gutschmidt, G.: Kind und Beruf. Alltag allein erziehender Mütter. Weinheim: Juventa 1986
- Guttman, J.: Divorce in psychosocial perspective: Theory and research. Hillsdale: Erlbaum 1993
- Hall, L.A./Gurley, D.N./Sachs, B./Kryscio, R.J.: Psychosocial predictors of maternal depressive symptoms, parenting attitudes, and child behavior in single-parent families. Nursing Research 1991, 40, S. 214-220
- Hanson, S.M.: Healthy single parent families. Family Relations 1986, 35, S. 125-132

- Heiliger, A.: Alleinerziehung als Befreiung. Mutter-Kind-Familien als positive Sozialisationsform und als gesellschaftliche Chance. Pfaffenweiler: Centaurus 1991
- Hetherington, E.M.: Scheidung aus der Perspektive des Kindes. *Report Psychologie* 1980, 5, S. 6-23
- Hetherington, E.M.: Coping with family transitions: Winners, losers and survivors. *Child Development* 1989, 60, S. 1-14
- Hetherington, E.M./Cox, M./Cox, R.: The aftermath of divorce. In: Stevens, J.H./Mathews, M. (Hrsg.): *Mother-child, father-child relationships*. Washington: National Association for the Education of Young Children 1978, S. 149-176
- Hetherington, E.M./Cox, M./Cox, R.: The aftermath of divorce. In: Hetherington, E.M./Parke, R.D. (Hrsg.): *Contemporary readings in child psychology*. New York: McGraw-Hill 1981, S. 234-249
- Hoffmann-Hausner, N./Bastine, R.: Psychische Scheidungsfolgen für Kinder. Die Einflüsse von elterlicher Scheidung, interparentalen Konflikten und Nachscheidungsfolgen. *Zeitschrift für Klinische Psychologie* 1995, 24, S. 285-299
- Holloway, S.D./Machida, S.: Maternal child-rearing beliefs and coping strategies: Consequences for divorced mothers and their children. In: Sigle, I.E./McGillicuddy-DeLisi, A.V./Goodnow, J.J. (Hrsg.): *Parental belief systems: The psychological consequences for children*. Hillsdale: Erlbaum 1992, S. 249-265
- Jesse, A./Sander, E.: Wohlbefinden und Stressverarbeitungsstrategien bei allein erziehenden und nicht allein erziehenden Frauen. In: Sander, E. (Hrsg.): *Trennung und Scheidung – Die Perspektive betroffener Eltern*. Weinheim: Beltz, Deutscher Studien Verlag 1999, S. 54-74
- Kessler, S.: *The American way of divorce: Prescription of change*. Chicago: Nelson Hall 1975
- Kitson, G.C./Morgan, L.A.: The multiple consequences of divorce: a decade review. *Journal of Marriage and the Family* 1990, 52, S. 913-924
- Klinkner, M./Sander, E.: Evaluation eines Erziehertrainings für Alleinerziehende: Aspekte subjektiver Erfolgsbewertung. In: Sander, E. (Hrsg.): *Trennung und Scheidung – Die Perspektive betroffener Eltern*. Weinheim: Beltz, Deutscher Studien Verlag 1999, S. 126-151
- Kreppner, K./Ullrich, M.: Partner oder Widerpart. Zwei Modelle mütterlicher Kommunikationsgestaltung mit jugendlichen Kindern in verschiedenen und ungeschiedenen Familien. In: Althof, W./Volker, H. (Hrsg.): *14. Tagung Entwicklungspsychologie: Abstractband*. Fribourg: Universität Fribourg 1999, S. 80
- Krüger, D.: Lebenssituationen von Alleinerziehenden – ein Einblick in die Pluralität einer Lebensform mit Kindern. In: Vaskovics, L.A./Schattovits, H.A. (Hrsg.): *Lebens- und Familienformen – Tatsachen und Normen*. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung, Melzer (Materialiensammlung) 1998, Heft 4, S. 153-159
- Kübler-Ross, E.: *On death and dying*. London: Macmillan 1969
- Kurdek, L.A.: An integrative perspective on children's divorce adjustment. *American Psychologist* 1981, 36, S. 856-866
- Lazarus, R.S.: *Psychological stress and the coping process*. New York: McGraw-Hill 1966
- Lindblad-Goldberg, M./Dukes, J.L./Lasley, J.H.: Stress in black, low-income, single parent families: normative and dysfunctional patterns. *American Journal of Orthopsychiatry* 1988, 58, S. 104-120
- Linn, R.: Mature unwed mothers in Israel: Socio-moral and psychological dilemmas. *Lifestyles* 1991, 12, S. 145-170
- Maccoby, E.: The role of parents in the socialization of children: An historical overview. *Developmental Psychology* 1992, 28, S. 1006-1017
- Mason, M.A./Skolnick, A./Sugarman, S.D. (Hrsg.): *All our families: New policies for a new century*. New York: Oxford University Press 1998
- McLanahan, S.S.: Family structure and stress: a longitudinal comparison of two parent and female-headed families. *Journal of Marriage and the Family* 1983, 45, S. 347-357
- McLanahan, S.S.: Single mothers and psychological well-being: A test of the stress and vulnerability hypothesis. *Research in Community and Mental Health* 1985, 5, S. 253-266

- McLanahan, S.S./Sandefur, G.: Growing up with a single parent. Cambridge: Harvard University Press 1994
- Napp-Peters, A.: Ein-Elternteil-Familien. München: Juventa 1985
- Nave-Herz, R./Krüger, D.: Ein-Elternfamilien: Eine empirische Studie zur Lebenssituation und Lebensplanung allein erziehender Mütter und Väter. Bielefeld: Kleine 1992
- Neubauer, E.: Allein erziehende Mütter und Väter – eine Analyse der Gesamtsituation. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Bd. 219. Stuttgart: Kohlhammer 1988
- Niepel, G.: Alleinerziehende. Abschied von einem Klischee. Opladen: Leske + Budrich 1994
- Niepel, G./Nestmann, F.: Soziale Netzwerke allein erziehender Frauen. Gruppendynamik 1996, 27, S. 85-108
- Nieslony, F.: Allein erziehend – Zur Lebenssituation von Einelternfamilien. Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 1989, 4, S. 138-144
- Noack, P.: Allein zu Zweit: Ein-Elternteil-Familien. In: Hofer, M. (Hrsg.): Familienbeziehungen. Göttingen: Hogrefe 1992, S. 289-310
- Pais, J./White, P.: Family redefinition: A review of the literature toward a model of divorce adjustment. Journal of Divorce 1979, 2, S. 271-291
- Pakizeghi, B.: Emerging family forms: Single mothers by choice – demographic and psychosocial variables. Maternal-Child Nursing Journal 1990, 19, S. 1-19
- Paul, N.: Die Scheidung als äußerer und innerer Prozess. Familiendynamik 1980, 3, S. 229-241
- Permien, H.: Zwischen Existenznöten und Emanzipation – Allein erziehende Eltern. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familie heute. München: Verlag Deutsches Jugendinstitut 1988, S. 89-97
- Pong, S.L.: Family structure, school context and eight-grade math and reading achievement. Journal of Marriage and the Family 1997, 59, S. 734-746
- Pong, S.L.: The social compositional effect of single parenthood on 10th-grade achievement. Sociology of Education 1998, 71, S. 23-42
- Propst, L.R./Pardington, A./Ostrom, R./Watkins, P.: Predictors of coping in divorced single mothers. Journal of Divorce 1986, 9 (3), S. 33-53
- Raschke, H.J.: Divorce. In: Sussman, M.B./Steinmetz, S.K. (Hrsg.): Handbook of Marriage and the Family. New York: Plenum 1987, S. 597-624
- Ricci, I.: Was tun für Scheidungskinder? Zürich: Schweizer Verlagshaus 1982
- Rose, M.K.: Elective single mothers and their children: The missing fathers. Child and Adolescent Social Work 1992, 9, S. 21-33
- Rotter, S.: Individual differences and perceived control. In: Perlmutter, L./Mony, R.A. (Hrsg.): Choice and perceived control. Hillsdale: Erlbaum 1979, S. 263-270
- Rottleuthner-Lutter, M.: Ehescheidung. In: Nave-Herz, R./Markefka, M. (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd. 1: Familienforschung. Neuwied: Luchterhand 1989, S. 607-623
- Rutter, M.: Family and school influences on behavioral development. Journal of Child Psychology and Psychiatry 1985a, 26, S. 349-368
- Rutter, M.: Family and school influences on cognitive development. Journal of Child Psychology and Psychiatry 1985b, 26, S. 683-704
- Sander, E.: Überlegungen zur Analyse fördernder und belastender Bedingungen in der Entwicklung von Scheidungskindern. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie 1988, 20, S. 77-95
- Sander, E.: Allein erziehende Eltern. In: Paetzold, B./Fried, L. (Hrsg.): Einführung in die Familienpädagogik. Weinheim: Beltz 1989, S. 69-86
- Sander, E.: Die Situation des Alleinerziehens aus der Sicht betroffener Mütter. Psychologie in Erziehung und Unterricht 1993a, 40, S. 241-248
- Sander, E.: Kinder allein erziehender Eltern. In: Nauck, B./Markefka, M. (Hrsg.): Handbuch Kindheitsforschung. Neuwied: Luchterhand 1993b, S. 419-427

- Sander, E. (Hrsg.): Trennung und Scheidung – Die Perspektive betroffener Eltern. Weinheim: Beltz, Deutscher Studien Verlag 1999
- Sander, E./Berger, M./Isselstein-Mohr, D.: Die Wahrnehmung der eigenen Problemsituation durch allein erziehende Mütter. *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 1983, 30, S. 16-23
- Sander, E./Ermert, C./Klinkner, M.: Elternberatung für Alleinerziehende. *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 1993, 40, S. 63-70
- Sander, E./Jesse, A./Ermert, C.: Mütterliche Erziehereinstellungen: Eine Untersuchung an allein erziehenden Müttern und ihren Kindern. *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 1997, 2, S. 135-142
- Schamess, G.: Toward an understanding of the etiology and treatment of psychological dysfunction among single teenage mothers: Part I: A review of the literature. *Smith College Studies in Social Work* 1990a, 60, S. 153-168
- Schamess, G.: Toward an understanding of the etiology and treatment of psychological dysfunction among single teenage mothers: Part II. *Smith College Studies in Social Work* 1990b, 60, S. 244-262
- Schaub, H.A./Schaub-Harmsen, F.: Einelternfamilien. Erfahrungsbericht einer dreijährigen psychosozialen Arbeit. *Familiendynamik* 1984, 9, S. 19-32
- Schiedeck, G./Schiedeck, J.: Lebenswelt Alleinerziehender. Ergebnisse einer explorativen Interviewstudie. In: Böllert, K./Otto, H.-U. (Hrsg.): *Die neue Familie: Lebensformen und Familiengemeinschaften im Umbruch*. Bielefeld: KT-Verlag 1993, S. 52-72
- Schlesinger, B.: Jewish female headed one-parent families. *Journal of Divorce and Remarriage* 1991, 17, S. 201-209
- Schmidt-Denter, U./Beelmann, W.: Familiäre Beziehungen nach Trennung und Scheidung. Veränderungsprozesse bei Müttern, Vätern und Kindern. Forschungsbericht. Köln: Universität Köln, Psychologisches Institut 1995
- Schöningh, I./Aslanidis, M./Faubel-Diekmann, S.: Allein erziehende Frauen. Zwischen Lebenskrise und neuem Selbstverständnis. Opladen: Leske + Budrich 1991
- Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit: Familien mit Kleinkindern. Spezifische Belastungssituationen in der frühkindlichen Entwicklung. Bd. 4. Stuttgart: Kohlhammer 1980
- Schwarz, B./Gödde, M.: Depressivität bei Müttern aus Trennungsfamilien. Welche Rolle können eine neue Partnerschaft und soziale Unterstützung spielen? In: Sander, E. (Hrsg.): *Trennung und Scheidung – Die Perspektive betroffener Eltern*. Weinheim: Beltz, Deutscher Studien Verlag 1999, S. 75-93
- Sev'er, A./Pirie, M.: Factors that enhance or curtail the social functioning of female single parents. *Family and Conciliation Courts Review* 1991, 29, S. 318-337
- Siewert, H.H.: *Scheidung. Wege zur Bewältigung*. München: Urban/Schwarzenberg 1983
- Simons, R.L./Johnson, C.: Mother's parenting. In: Simons, R.L./Johnson, C./Lorenz, O./Wie, C./Beaman, J./Conger, R.D./Conger, K.J. (Hrsg.): *Understanding differences between divorced and intact families: Stress, interaction, and child outcome*. Thousand Oaks: Sage 1996, S. 81-93
- Smart, L.S.: An application of Erikson's theory to the recovery-from-divorce process. *Journal of Divorce* 1977, 1, S. 67-79
- Stack, S.: New micro-level data on the impact of divorce on suicide, 1959-1980: A test of two theories. *Journal of Marriage and the Family* 1990, 52, S. 119-127
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.): *Statistisches Jahrbuch für Deutschland*. Stuttgart: Metzler-Poeschel 1997
- Sugarman, S.D.: Single-parent families. In: Mason, M.A./Skolnick, A./Sugarman, S.D. (Hrsg.): *All our families: New policies for a new century*. New York: Oxford University Press 1998, S. 13-38
- Tcheng-Laroche, F./Prince, R.: Separated and divorced women compared with married controls: Selected life satisfaction, stress and health indices from community survey. *Social Science and Medicine* 1983, 17, S. 95-105

- Thomson, E./McLanahan, S.S./Curtin, R.B.: Family structure, gender, and parental socialisation. *Journal of Marriage and the Family* 1992, 54, S. 368-378
- Tooley, K.: Antisocial behavior and social alienation post divorce: „The Man of the House“ and his mother. *American Journal of Orthopsychiatry* 1976, 46, S. 33-42
- Tschann, J.M./Johnston, J.R./Wallerstein, J.S.: Resources, stressors, and attachment as predictors of adult adjustment after divorce: A longitudinal study. *Journal of Marriage and the Family* 1989, 5, S. 1033-1046
- Veevers, J.: Trauma versus stress: A paradigm of positive versus negative divorce outcomes. *Journal of Divorce and Remarriage* 1991, 15, S. 99-126
- Wagner-Winterhager, L.: Erziehung durch Alleinerziehende. *Zeitschrift für Pädagogik* 1988, 5, S. 641-656
- Wallerstein, J.S./Blakeslee, S.: Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung. München: Droemer Knaur 1989
- Wallerstein, J.S./Kelly, J.B.: The effects of parental divorce: Experiences of the child in later latency. In: Skolnick, A./Skolnick, J.H. (Hrsg.): *Family in transition*. Boston: Little, Brown 1980, S. 438-452
- Walper, S.: Trennung der Eltern und neue Partnerschaft: Auswirkungen auf das Selbstkonzept und die Sozialentwicklung Jugendlicher. *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 1991, 50, S. 34-47
- Walper, S./Schneewind, K.A./Gotzler, P.: Prädiktoren der Ehequalität und Trennungsgründe bei jungen Paaren. *Zeitschrift für Familienforschung* 1994, 6, S. 205-212
- Weiss, M.: A family under stress. In: L'Abate, L./Young, L. (Hrsg.): *Casebook. Structured enrichment programs for couples and families*. New York: Bruner/Mazel 1987, S. 154-162
- Weiss, R.S.: Growing up a little faster: The experience of growing up in a single-parent household. *Journal of Social Issues* 1979, 35, S. 87-111
- Wider, R./Bodenmann, G./Perrez, M./Plancherel, B.: Eine Vergleichsuntersuchung zwischen allein erziehenden und verheirateten Müttern bezüglich Zufriedenheit und Belastungen. In: Perrez, M./Lambert, J.-L./Ermert, C./Plancherel, B. (Hrsg.): *Familie im Wandel*. Bern: Huber/Universitätsverlag 1995, S. 113-122
- Wiseman, R.S.: Crisis theory and the process of divorce. *Social Casework* 1975, 56, S. 205-212

Berufstätigkeit von Müttern: Folgen für die Kinder

In unserer heutigen modernen und industrialisierten Welt sind die meisten Mütter erwerbstätig. Am Ende des 20. Jahrhunderts betrifft dies in den Vereinigten Staaten über 70% der Mütter mit Kindern unter 18 Jahren. In Deutschland beläuft sich diese Zahl auf 60%. Des Weiteren sind in beiden Ländern auch die meisten Mütter von Vorschulkindern berufstätig (Statistisches Bundesamt 1999; U.S. Bureau of the Census 1999). Obwohl die Zahl der berufstätigen Mütter mit den Jahren kontinuierlich angestiegen ist, konnte sich dieses Beschäftigungsmuster erst in den letzten 25 Jahren zunehmend etablieren. Beispielsweise waren im Jahre 1960 in den Vereinigten Staaten weniger als 30% aller Mütter mit Kindern unter 18 Jahren berufstätig. Dieser Trend hat sich inzwischen umgekehrt, womit 1996 nur noch 30% der Mütter *nicht* berufstätig sind.

Dieser wichtige soziale Wandel wird natürlich begleitet von Veränderungen in anderen Bereichen. Beispielsweise tragen moderne Technologien zu einer deutlichen Verringerung der notwendigen Hausarbeit bei, die Ausbildungsmöglichkeiten für Frauen haben zugenommen, eheliche Beziehungen erweisen sich als weniger stabil, die Lebenserwartung ist gestiegen, und der Trend zur Jugendlichkeit nimmt stetig zu. Ebenso wird verstärkt auf das Erreichen persönlicher Lebensziele verwiesen, und traditionelle Einstellungen bezüglich der Geschlechtsrollen verlieren zunehmend an Einfluss. Veränderungen lassen sich auch im Bereich der Kindererziehung beobachten, und die für die Sozialisation der Kinder wichtigen Rollenmodelle der Erwachsenen sind nicht dieselben geblieben. Die zunehmende Zahl berufstätiger Mütter wird von solchen Faktoren beeinflusst, nimmt aber rückwirkend ebenso Einfluss auf diese.

In diesem Kapitel wird verdeutlicht, inwiefern sich die Berufstätigkeit der Mutter auf die Entwicklung des Kindes auswirkt. Gleichzeitig wird dabei der Systemcharakter der Familie beachtet, da Einflüsse auf das Kind stets im Kontext der familialen Interaktionen betrachtet werden müssen. Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang die Rolle des Vaters, das Wohlbefinden der Mutter sowie der Erziehungsstil der Eltern. Der Großteil der Forschung hat jedoch bislang nur die Ergebnisse aufseiten des Kindes dargestellt, wobei meist Kinder von berufstätigen Müt-

* Aus dem Amerikanischen übersetzt von Arndt Ladwig.

tern mit Kindern von nicht berufstätigen Müttern verglichen wurden. Dabei wurden viele Hypothesen aufgestellt, um die gefundenen Unterschiede erklären zu können. Es gab jedoch nur wenige empirische Untersuchungen zur Überprüfung dieser Hypothesen. Hinzu kommt, dass es nur wenige Erklärungsversuche darüber gibt, weshalb manche Ergebnisse ausschließlich für einen ganz bestimmten Teil der Bevölkerung zutreffen.

Meine Kollegen und ich führten vor kurzem an der Universität von Michigan eine groß angelegte Studie durch. Insgesamt nahmen 400 Familien daran teil, deren Kind sich in der dritten Klasse der Grundschule befand. Das Ziel der Studie bestand darin, die kausalen Verbindungen zwischen der Berufstätigkeit der Mutter und der Entwicklung des Kindes aufzuzeigen. Ein vollständiger Ergebnisbericht findet sich in dem dazu veröffentlichten Buch *Mothers at Work: Effects on Children's Well-being* (Hoffman/Youngblade 1999). Die Ergebnisse der Studie werden in diesem Kapitel vorgestellt. Dabei wird die Studie zunächst in ihrer Konzeption beschrieben. In Ergänzung unserer aktuellen Daten schließt sich daran die Präsentation der Ergebnisse zurückliegender Forschungsprojekte an. Weiter oben wurde bereits auf Formen des sozialen Wandels verwiesen. Im aktuellen Sozialkontext ließen sich jedoch einige in den früheren Forschungsprojekten beschriebene Auswirkungen der mütterlichen Berufstätigkeit auf die Entwicklung der Kinder nicht finden, wohingegen andere eine beeindruckende Konsistenz zeigten. Jene Familienformen, welche hierzu Erklärungen liefern können, werden im Anschluss erläutert. Des Weiteren konzentriert sich der Großteil der Forschung auf Familien mit Kindern im Schulalter. Dieser Trend wurde im vorliegenden Projekt beibehalten und betrifft auch viele der in diesem Kapitel zitierten Studien. Inzwischen finden sich jedoch vermehrt Untersuchungen, welche sich mit den Auswirkungen der zunehmenden Berufstätigkeit der Mütter auf Säuglinge und Kleinkinder befassen. Die Ergebnisse dieser Forschungen werden am Ende des Kapitels zusammenfassend dargestellt.

Die Michigan-Studie

An der Michigan-Studie nahmen Familien aus einer großen Industriestadt im Mittleren Westen der USA teil. Die Kinder besuchten zu diesem Zeitpunkt die dritte Klasse der Grundschule. Die Familien stammten aus sozioökonomisch unterschiedlichen Verhältnissen. So fanden sich in dieser Gruppe neben der amerikanischen Mittelschichtfamilie auch alleinerziehende Mütter, afroamerikanische Familien oder Familien mit europäischer Abstammung. Zum einen waren wir daran interessiert, wie sich der Beschäftigungsstatus der Mutter innerhalb der Familie auswirkt. Aufgrund dessen wurden für die Untersuchung nur jene Familien zugelassen, bei denen die Mutter nicht nur einer vorübergehenden Beschäftigung nachging, sondern seit drei Jahren ein stabiles Arbeitsverhältnis hatte. Zusätzlich wurden aus der Analyse all jene Kinder ausgeschlossen, die nicht mit ihrer Mutter zusammen lebten. Da nur wenige allein erziehende Mütter aus der Mittelschicht nicht erwerbstätig waren, nahmen wir ausschließlich Alleinerziehende aus der Arbeiterschicht in die Studie auf. Letztendlich nahmen 400 Familien an der Studie teil, und alle Analysen wurden separat für die folgenden drei Gruppen durchgeführt: verheiratete Mütter aus

der Mittelschicht, verheiratete Mütter aus der Arbeiterschicht und allein erziehende Mütter aus der Arbeiterschicht. Die Datensammlung war umfassend und beinhaltete Fragebögen für Mütter, Väter und Kinder, persönliche Interviews mit Müttern und Kindern, standardisierte Leistungstests der Schulen, Einschätzungen der Lehrer/innen über die sozialen Kompetenzen und Schulleistungen der Kinder sowie Skalen zur Einschätzung des Verhaltens und des Beliebtheitsgrades der Kinder durch die Mitschüler.

Unterschiede zwischen Kindern von berufstätigen und nicht berufstätigen Müttern

Viele Studien, welche sich mit den Auswirkungen der Berufstätigkeit der Mutter auf die kognitive oder sozioemotionale Entwicklung der Kinder beschäftigt haben, konnten keine Unterschiede im Vergleich zu Kindern feststellen, deren Mütter nicht berufstätig waren. Jene Studien, welche einigermaßen konsistente Unterschiede aufzeigen konnten, untersuchten in erster Linie die Beziehungen innerhalb der Subgruppen „soziale Klasse“ und „Geschlecht“. Die hierzu vorliegenden Ergebnisse werden weiter unten diskutiert.

Die Schulleistungen der Töchter: Töchter von berufstätigen Müttern zeigen bessere Leistungen in der Schule, haben mehr Erfolg in ihrer späteren Berufskarriere, entscheiden sich häufiger für unübliche Berufslaufbahnen und fühlen sich ihrem Beruf gegenüber stärker verpflichtet (für entsprechende Übersichten hierzu vgl. Heynes 1982; Hoffman 1974, 1979, 1984b; Zaslow 1987). Dieses Muster einer besseren kognitiven und schulleistungsbezogenen Entwicklung wurde bereits 1950 gefunden und wiederholt sich mit deutlicher Konsistenz in aktuellen Beiträgen (Alessandri 1992; Hoffman/Youngblade 1999). Auch unter Berücksichtigung der sozialen Klasse, der ethnischen Zugehörigkeit, des Ehestatus der Mutter und des Alters der Töchter ist dieses Ergebnis konstant.

Auch in der Michigan-Studie hatten die Töchter von berufstätigen Müttern im Vergleich mit Töchtern von nicht berufstätigen Müttern in allen Leistungstests (Lesen, Sprachkompetenz, Mathematik) bessere Ergebnisse. Die Befragung der Lehrer/innen ergab, dass sie weniger Lernschwierigkeiten hatten, über eine höhere Frustrationstoleranz verfügten und sich aktiver am Klassengeschehen beteiligten. Sie verfügten zudem über mehr Selbstwirksamkeit, d.h., sie hatten das Gefühl, auf die Vorgänge in ihrer Umwelt selbst aktiv Einfluss nehmen zu können. Dieser Aspekt erwies sich in früheren Studien als wichtiger Faktor in Bezug auf die Anstrengungs- und Leistungsbereitschaft. In unserer Studie erwies sich die Selbstwirksamkeit als Mediator zwischen der Berufstätigkeit der Mutter und den Ergebnissen in den Leistungstests (Hoffman/Youngblade 1999).

Die Schulleistungen von Söhnen aus der Mittelschicht: Einige frühere Studien kamen zu dem Ergebnis, dass Söhne von berufstätigen Müttern der Mittelschicht in der Grundschule schlechtere Schulleistungen zeigten und niedrigere IQ-Werte hatten als Söhne von nicht berufstätigen Müttern (Hoffman 1979). In den vergangenen

Jahren wurde in drei separaten Studien diese Beziehung noch einmal überprüft. In zwei der drei Studien wurden keine Unterschiede gefunden (Gottfried/ Gottfried/Bathurst 1988; Stevenson 1982), die dritte Studie fand jedoch ebenfalls niedrigere Testwerte für Söhne berufstätiger Mütter aus der Mittelschicht (Desai/ Chase-Lansdale/Michael 1989).

In der Michigan-Studie konnten wir jedoch keinen Hinweis hierauf finden. Unter Berücksichtigung des Bildungsstatus der Mütter erzielten die Kinder von berufstätigen Müttern – einschließlich Jungen aus der Mittelschicht – bessere Ergebnisse in drei Leistungstests (Sprachausdruck, Lesen und Mathematik), und dies unabhängig von Geschlecht, sozioökonomischem Status und Ehestatus der Mutter. Darüber hinaus war dies eines der stabilsten Ergebnisse überhaupt in Bezug auf Unterschiede in einzelnen Entwicklungsaspekten der Kinder.

Wir möchten jedoch anmerken, dass die Söhne von ganztätig berufstätigen verheirateten Müttern aus der Mittelschicht häufiger auffallend ausagierende Verhaltensweisen zeigten als die Söhne von nicht berufstätigen Hausfrauen der Mittelschicht. Letztere wurden von ihren Mitschülern und Lehrern als sehr angepasst und nicht aggressiv beschrieben. Dieses Resultat ist konsistent mit den Ergebnissen einer Longitudinalstudie von Moore (1975), bei der die Söhne von nicht berufstätigen Hausfrauen als gehemmt und stark angepasst beschrieben wurden.

Die Schulleistungen von Kindern aus armen Familien: Kinder berufstätiger Mütter, welche bei ihrer allein erziehenden Mutter oder mit beiden Elternteilen in Armut aufwuchsen, erzielten auf Skalen zur kognitiven und sozioemotionalen Entwicklung bessere Ergebnisse (Cherry/Eaton 1977; Heynes 1982; Vandell/Ramanan 1992). Wie bereits weiter oben erwähnt, konnten bessere kognitive Leistungen auch in der Michigan-Studie nachgewiesen werden. Dieses Ergebnis bezog sich jedoch nicht ausschließlich auf Kinder, welche in armen Familien aufwuchsen. Was die soziale Entwicklung betrifft, so wirkte sich die Berufstätigkeit der Mutter vorteilhaft auf Kinder aus Arbeiterfamilien aus; hinzu kommt, dass Söhne berufstätiger Mütter aus der Arbeiterschicht – im Gegensatz zu Jungen aus der Mittelschicht – weniger auffällige und aggressive Verhaltensweisen zeigten. Diese Ergebnisse trafen auch auf Kinder an der Armutsgrenze zu; aber wir konnten keine auffallenden Vorteile für Kinder aus armen Familien finden, welche sich von den Ergebnissen für die Arbeiterschicht als Ganzes unterschieden. An allen vorhergehenden Studien nahmen ausschließlich Kinder aus armen Familien teil, sodass Vergleiche mit Familien aus der Arbeiterschicht, die einen guten Verdienst hatten, nicht möglich waren.

An den meisten früheren Studien, bei denen positive Auswirkungen der Berufstätigkeit der Mutter auf die Entwicklung der Kinder in armen Familien nachgewiesen wurden, nahmen afroamerikanische Familien teil, was einige Forscher zu der Annahme veranlasste, dass die Ergebnisse primär auf die ethnische Zugehörigkeit und nicht auf die Armut zurückzuführen seien. Es wurde folgende Hypothese vorgeschlagen: Da bei afroamerikanischen Familien die Berufstätigkeit der Mutter eine lange Geschichte hat und das Familienleben entsprechend angepasst wurde, können diese Familien besser davon profitieren als dies bei weißen Familien der Fall ist (McLoyd 1993). In der Michigan-Studie wurden mögliche moderierende Effekte bezüglich der ethnischen Zugehörigkeit untersucht, ohne dass uns aber ein Nach-

weis gelang. Auch in anderen aktuellen Studien wurden hierzu keine Ergebnisse gefunden (Alessandri 1992; Parcel/Menaghan 1994).

Unterschiede in der sozialen Entwicklung: In den bereits erwähnten Studien konnten einige, wenn auch weniger konsistente Unterschiede in der sozialen Entwicklung zwischen Kindern von berufstätigen und nicht berufstätigen Müttern gefunden werden. Töchter von berufstätigen Müttern wurden vor allem in der Interaktion mit ihren Mitschülern in der Klassengemeinschaft als unabhängiger beschrieben, und sie hatten höhere Werte bei Messverfahren zur sozioemotionalen Anpassung. Die Ergebnisse für die Söhne fielen nicht so deutlich aus und variierten je nach sozialer Schicht und dem Alter der Kinder. Ein Ergebnis aus den 70er Jahren verwies auf die guten Schulleistungen von Söhnen berufstätiger Mütter aus der Arbeiterschicht, zugleich wurden jedoch Spannungen in der Vater-Sohn-Beziehung beschrieben. Letzteres wurde dahingehend interpretiert, dass in der Arbeiterschicht traditionelle Einstellungen bezüglich der Geschlechtsrollen vorherrschten. Die Berufstätigkeit der Mutter verwies zugleich auf die Unfähigkeit des Vaters, die Familie zu versorgen. Kümmerten sich die Väter um den Haushalt und die Kinder, so empfanden sie dies als Belastung. In der Michigan-Studie konnten in der Beziehung zwischen Vater und Sohn dagegen keine Belastungsfaktoren ausfindig gemacht werden. Dass das frühere Ergebnis nicht repliziert werden konnte, reflektiert möglicherweise den Wandel in den Einstellungen bezüglich der Geschlechtsrollen in der Arbeiterschicht. Hier kommt es zu einer zunehmenden Auflösung stereotyper Sichtweisen.

Die anderen Ergebnisse der Michigan-Studie bezüglich der sozialen Entwicklung der Kinder stimmten im Allgemeinen mit bisher vorliegenden Ergebnissen überein, erweiterten diese jedoch in einigen Punkten. Wie bereits erwähnt zeigten Töchter berufstätiger Mütter – entsprechend der Einschätzung durch ihre Lehrer/innen – mehr positive Formen der Selbstbehauptung und eine höhere Frustrationstoleranz. Sie verfügten zudem über bessere soziale Fertigkeiten und zeigten weniger Verhaltensauffälligkeiten. Sie waren weniger schüchtern und auch unabhängiger. Ebenso wurde bereits erwähnt, dass Jungen aus der Arbeiterschicht – unabhängig davon, ob ihre berufstätigen Mütter allein erziehend oder verheiratet waren – adäquatere Formen der sozialen Anpassung zeigten. Davon unterschieden sich jedoch die Söhne berufstätiger Mütter aus der Mittelschicht: Sie konnten zwar bessere Schulleistungen vorweisen, doch gab es nur wenige Hinweise darauf, dass die Berufstätigkeit der Mutter einen positiven Einfluss auf ihre soziale Entwicklung ausübte. Sie zeigten auch häufiger aggressive Verhaltensweisen als Söhne von nicht berufstätigen Müttern.

Einstellungen bezüglich der Geschlechtsrollen: Ein weiteres, sich häufig wiederholendes Forschungsergebnis besagt, dass Kinder von berufstätigen Müttern weniger traditionell orientierte Einstellungen bezüglich der Geschlechtsrollen ausbilden, wobei dieses Ergebnis eher für Töchter als für Söhne zutrifft (Zaslow 1987). Üblicherweise beinhaltet die Messung dieser Einstellung unterschiedliche Aspekte in Bezug auf männliche und weibliche Rollenaufgaben. In der Michigan-Studie verwendeten wir zwei unterschiedliche Verfahren: Zum einen wurde die Einstellung der Kinder bezüglich der Frage erfasst, ob Männer in der Lage seien, mit Angele-

genheiten umzugehen, welche traditionellerweise dem Kompetenzbereich der Frauen zugeordnet werden (z.B. sich um Kinder zu kümmern, eine Nähmaschine zu betätigen oder bei den Hausaufgaben zu helfen), und umgekehrt ob Frauen in der Lage seien, Aufgaben zu erledigen, welche üblicherweise dem Kompetenzbereich der Männer zugeordnet werden (z.B. ein Auto zu reparieren, einen Berg zu besteigen oder ein Flugzeug zu fliegen). Den Kindern wurde hierzu eine lange Liste mit männerspezifischen, frauenspezifischen und einigen neutralen Beschäftigungen vorgelegt. Jede dieser Aktivitäten sollte von den Kindern entlang der Frage „Wer kann ...?“ beantwortet werden, wobei sie zwischen Frauen, Männern oder beiden wählen mussten. Aus diesen Ergebnissen wurden zwei Skalen konstruiert, welchen entnommen werden konnte, ob die Kinder die traditionelle Meinung vertraten, dass männerspezifische Aktivitäten nur von Männern und frauenspezifische Aktivitäten nur von Frauen durchgeführt werden können.

Töchter berufstätiger Mütter kamen häufiger als Töchter nicht berufstätiger Mütter zu dem Ergebnis, dass Frauen männerspezifische Aktivitäten genauso gut wie Männer ausüben könnten. Dieses Ergebnis traf für Töchter von allein erziehenden Müttern gleichermaßen zu wie für Mädchen, welche mit beiden Elternteilen aufwuchsen. Bei Jungen wirkte sich dagegen der Beschäftigungsstatus der Mutter nicht darauf aus, inwieweit sie Frauen Kompetenzen in traditionellen Männerdomänen zuschrieben. Auf der anderen Seite waren sowohl Söhne als auch Töchter, welche mit beiden Elternteilen aufwuchsen und deren Mütter berufstätig waren, der Meinung, dass Männer durchaus in der Lage sind, typische Frauenaufgaben und -arbeiten zu erledigen. Dieser Meinung waren die Söhne und Töchter von Hausfrauen nicht, obwohl dieses Ergebnis prinzipiell nur für jene Kinder zutraf, welche mit beiden Elternteilen aufwuchsen. Laut späterer Analysen lag der Grund hierfür darin, dass in diesen Familien die Männer der berufstätigen Frauen sich aktiver an der Übernahme traditioneller Frauenaufgaben sowie an der Kindererziehung beteiligten. Die Berufstätigkeit der Mutter wirkte sich auf die Rolle des Vaters aus, was zu der weniger stereotypen Sichtweise der Kinder darüber beitrug, was Männer alles leisten können. Wuchsen die Kinder ohne Vater auf, kam es nicht zu diesem Effekt.

Familiale Mediatoren

Wie lassen sich nun diese Unterschiede zwischen den Kindern von berufstätigen und nicht berufstätigen Müttern erklären? Und wie erklären wir den Geschlechtereffekt sowie die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten? Entlang den Daten aus der Michigan-Studie haben sich drei Aspekte des Familienlebens als besonders wichtige Mediatoren für die Entwicklung des Kindes erwiesen: die Rolle des Vaters, das Wohlbefinden der Mutter und der Erziehungsstil der Eltern.

Die Rolle des Vaters: Sie wurde lange Zeit als ein möglicher Mediator in der Verbindung zwischen dem Beschäftigungsstatus der Mutter und der Entwicklung des Kindes – insbesondere der kognitiven Entwicklung – gesehen (Gottfried/Gottfried/Bathurst 1988). Ein Ergebnis wurde seit den 50er Jahren immer wieder gefunden: Wenn die Mütter berufstätig waren, beteiligten sich Väter aktiver im Haushalt

und bei der Kinderbetreuung. Des Weiteren gab es einige Hinweise darauf, dass die Rollenteilung des Vaters nicht nur einen selektiven Faktor darstellt, sondern auf die Berufstätigkeit der Mutter zurückzuführen ist. Dieser Effekt der stärkeren Involvierung der Väter bei Haushaltsaufgaben und bei der Kinderbetreuung trat selbst dann auf, wenn die Einstellungen bezüglich der Geschlechtsrollen kontrolliert wurden; zudem berichteten die Mütter, dass diese Veränderungen üblicherweise mit ihrem Wiedereintritt in das Berufsleben einhergingen (Gottfried/Gottfried/Bathurst 1988; Hoffman 1983).

In Anlehnung an eine frühere Studie (Crouter/Crowley 1990) unterteilten wir die Partizipation der Väter entlang der folgenden zwei Aspekte: zum einen die Mitwirkung an *Kinderbetreuungsaufgaben*, worunter wir die funktionalen Interaktionen mit dem Kind verstanden, zum anderen die gemeinsamen Spaß- und Freizeitaktivitäten. Hierbei stellte sich heraus, dass nur die Übernahme von Kinderbetreuungsaufgaben durch den Vater in Bezug zur Berufstätigkeit der Mutter stand. Für die Spaß- und Freizeitaktivitäten konnte dagegen kein Zusammenhang gefunden werden. Auch die besseren Testergebnisse der Kinder berufstätiger Mütter – Jungen wie Mädchen – konnten nur in Zusammenhang gebracht werden mit der Rolle des Vaters in der Kinderbetreuung, nicht aber mit seiner Beteiligung an Spaß- und Freizeitaktivitäten.

Hinzu kommt, dass zwar die Berufstätigkeit der Mutter in direktem Bezug zu der Sichtweise der Töchter stand, dass Frauen durchaus in typischen Männerdomänen kompetent sind, die Beteiligung der Väter an der Kinderbetreuung aber damit unabhängig korrelierte und den Effekt der mütterlichen Berufstätigkeit verstärkte. Die Sichtweise der Töchter, dass Frauen auch in typischen Männerdomänen kompetent sein können, stand in enger Beziehung zu deren Testergebnissen. Frauen in Männerdomänen als kompetent zu beschreiben korrelierte auch mit den Testergebnissen der Mädchen. Weitere Analysen ergaben, dass Ersteres der Mediator zwischen der Vaterrolle und den Testergebnissen der Töchter war. Somit ergab sich eine Verbindung ausgehend von der Berufstätigkeit der Mutter über die Rolle des Vaters hin zu den Schulleistungen der Kinder. Als Anpassungsleistung an die Berufstätigkeit der Mutter übernehmen Väter einen größeren Teil der Haushaltsaufgaben und der Kinderbetreuung. Ihre aktive Teilnahme an der Kinderbetreuung wirkt sich positiv auf die Schulleistungen von Jungen wie Mädchen aus. Besonders profitieren davon die Mädchen, welche die Meinung vertreten, dass Frauen auch in typischen Männerdomänen kompetent sind.

Die Sichtweise der Töchter bezüglich der Kompetenzen von Frauen ist also ein Mediator in der Beziehung zwischen dem Beschäftigungsstatus der Mutter und den Testergebnissen der Mädchen. Die Mädchen beschrieben Frauen als kompetenter, wenn ihre eigenen Mütter berufstätig sind, und diese Sichtweise fungiert als Mediator für die besseren Testleistungen der Mädchen. Folglich wurden ein direkter und ein indirekter Prozessverlauf erkannt. Letzterer zeigte sich in der weniger traditionellen Aufteilung familialer Rollen. Bei beiden Prozessen hat sich die Sichtweise der Töchter über die Kompetenz von Frauen als ein besonders wichtiges Bindeglied in der Verknüpfung der Berufstätigkeit der Mütter mit der Selbstwirksamkeit, Leistungsmotivation und Schulleistung der Töchter erwiesen.

Das Wohlbefinden der Mutter: Ein zweiter Aspekt des Familienlebens, von welchem angenommen wird, dass er zur Aufklärung der Zusammenhänge zwischen der Beschäftigung der Mutter und der Entwicklung des Kindes beitragen kann, ist das Wohlbefinden der Mutter. Zahlreiche Studien haben deshalb berufstätige mit nicht berufstätigen Müttern hinsichtlich verschiedener Indizes zur psychischen Gesundheit und Lebenszufriedenheit verglichen. In den meisten Forschungsarbeiten wurden berufstätige Mütter als zufriedener und ausgeglichener beschrieben. Sie hatten niedrigere Stresswerte und weniger depressive Verstimmungen (Repetti/Mathews/Waldron 1989; Warr/Parry 1982).

Obwohl der größte Teil der Forschung in Bezug auf die psychische Gesundheit von Müttern zu dem Ergebnis kam, dass berufstätige Mütter über mehr Ausgeglichenheit verfügten, muss dennoch erwähnt werden, dass in anderen Untersuchungen keine signifikanten Unterschiede festgestellt werden konnten. Wenn diese Studien miteinander verglichen werden, fällt jedoch auf, dass an denen, bei denen keine Unterschiede ermittelt wurden, ausschließlich Mütter aus der Mittelschicht teilnahmen. Dieser Schichtunterschied wirkt sonderbar. Man könnte annehmen, dass sich die Berufstätigkeit eher auf die Ausgeglichenheit und die innere Stabilität der Mütter aus der Mittelschicht denn aus der Arbeiterschicht positiv auswirkt, da die Stellen für Frauen aus der Mittelschicht interessanter sind. Tatsache ist jedoch, dass sich eine bessere psychische Gesundheit in erster Linie bei berufstätigen Müttern aus der Arbeiterschicht oder aus armen Familien zeigte. Hier wird deutlich, dass die Berufszufriedenheit nicht aus der Arbeit an sich resultiert, sondern aus der vermehrten sozialen Unterstützung und Stimulation vonseiten der Berufskolleg/innen, den großen Vorteilen, die ihr Einkommen für ihre Familie mit sich bringt, sowie dem deutlicheren Gefühl der Kontrolle über den eigenen Lebensverlauf.

Dieser Schichtunterschied ist von Bedeutung, zumal die Forschung auch nachweisen konnte, dass Kinder – insbesondere Jungen – aus der Arbeiterschicht und aus armen Familien von der Berufstätigkeit ihrer Mutter mehr profitieren als Kinder aus der Mittelschicht. Eine brauchbare Hypothese wäre somit, dass die Berufstätigkeit der Mutter für Kinder aus der Arbeiterschicht deshalb mehr Vorteile mit sich bringt, da sie sich deutlich positiv auf das Wohlbefinden der Mutter auswirkt. Des Weiteren werden diese engen Zusammenhänge zwischen dem Wohlbefinden der Mutter, ihrer Berufstätigkeit und der Entwicklung des Kindes durch eine große Anzahl von Forschungsergebnissen unterstützt, die eine positive Beziehung zwischen der psychischen Gesundheit der Mutter und einer effektiven Erziehung sowie der kognitiven und emotionalen Entwicklung der Kinder belegen (Downey/Coyne 1990).

Die Frage, welche Bedeutung dem Wohlbefinden der Mutter zukommt, wurde auch in der Michigan-Studie untersucht. Es konnte zum einen festgestellt werden, dass sich Berufstätigkeit sowohl bei verheirateten als auch allein erziehenden Müttern aus der Arbeiterschicht positiv auf die Gesundheit auswirkte. Die Mütter hatten niedrigere Werte auf einer Messskala zur Erfassung depressiver Verstimmungen (Radloff 1977) und höhere Werte bei einem Messinstrument zur Erfassung positiver Grundstimmungen. In der Mittelschicht wurden diesbezüglich keine Beziehungen gefunden. In der Arbeiterschicht wandten berufstätige Mütter häufiger als Hausfrauen einen autoritativen Erziehungsstil und seltener einen autoritären oder per-

missiven Erziehungsstil an. Eine autoritative Erziehung zeichnet sich dadurch aus, dass zwar die Eltern Kontrolle ausüben, dabei aber Erklärungen geben, anstatt sich auf Machtausübung und harsche Disziplin zu verlassen. Außerdem interagierten berufstätige Mütter der Arbeiterschicht im Gegensatz zu nicht berufstätigen Müttern häufiger mit ihrem Kind auf positive Weise. Die Analyse zeigte, dass die Beziehung zwischen der Berufstätigkeit der Mutter und ihrem Erziehungsstil ebenfalls durch ihr Wohlbefinden beeinflusst wurde. Darüber hinaus stand der Erziehungsstil in Beziehung zur Entwicklung des Kindes. Beispielsweise konnte bei nicht berufstätigen Müttern aus der Arbeiterschicht ein Zusammenhang zwischen Permissivität in der Erziehung und aggressiven Verhaltensweisen aufseiten der Söhne aufgezeigt werden. Formen autoritärer Kontrolle, die in dieser Gruppe häufiger Anwendung fanden, standen in Beziehung zu vermehrten aggressiven Verhaltensweisen aufseiten der Töchter. Dagegen korrelierte der vornehmliche Gebrauch eines autoritativen Erziehungsstils bei berufstätigen Müttern der Arbeiterschicht mit den besseren Schulleistungen ihrer Kinder. Im nächsten Abschnitt wird nun ausführlicher auf die Rolle der unterschiedlichen Erziehungsstile als Verbindungsparameter zwischen mütterlicher Berufstätigkeit und Entwicklung des Kindes eingegangen.

Erziehungsstil der Eltern: Eine dritte Möglichkeit, inwiefern sich der Beschäftigungsstatus der Mutter auf die Entwicklung von Kindern im Schulalter auswirken kann, betrifft die Unterschiede im Erziehungsstil der Eltern. Überraschenderweise haben jedoch – mit Ausnahme der Forschungen über Säuglinge und Kleinkinder – bisher nur wenige Studien Unterschiede im Erziehungsstil zwischen berufstätigen und nicht berufstätigen Müttern untersucht. Selbst die häufig zu beobachtende Meinung, dass berufstätige Mütter die Unabhängigkeitsbestrebungen ihrer Kinder eher ermutigen als nicht berufstätige Mütter, ist zum Großteil eine Ableitung aus Forschungsergebnissen über die kindliche Entwicklung und wurde nur selten direkt untersucht. In der Michigan-Studie wurde hingegen auf diese Unterschiede im Erziehungsverhalten besonders geachtet. Im Folgenden werden die Ergebnisse (1) über den Kontrollstil der Mütter, (2) deren Zielsetzungen für die Kinder sowie (3) autoritative Interaktionsformen zusammenfassend dargestellt.

(1) Formen der Kontrolle: Die Daten aus der aktuellen Studie haben ergeben, dass unabhängig von Ehestatus und sozialer Schicht nicht berufstätige Mütter primär autoritäre Formen der Verhaltenskontrolle bei ihren Kindern anwandten. Wie bereits weiter oben erwähnt, nutzten dagegen berufstätige Mütter aus der Arbeiterschicht weniger permissive und häufiger autoritative Formen der Kontrolle.

Hinzu kommt – wie bereits zuvor im Zusammenhang mit dem Wohlbefinden der Mütter beschrieben –, dass sich eine autoritäre Umgangsform negativ auf die Entwicklung der Kinder auswirkt, insbesondere bei Mädchen. Diese zeigten soziale Anpassungsschwierigkeiten. So gaben die Lehrer/innen an, dass die Mädchen häufiger ausagieren würden und einen Mangel an sozialen Fertigkeiten aufwiesen. Vonseiten ihrer Klassenkamerad/innen wurden sie als unbeliebt eingestuft, und insbesondere Mädchen aus der Mittelschicht wurden als schüchtern beschrieben. Ihren eigenen Berichten konnte entnommen werden, dass sie über eine schwach ausgeprägte innere Kontrollüberzeugung verfügten. Diese Ergebnisse trafen auch

auf Söhne von allein erziehenden Müttern aus der Arbeiterschicht zu, nicht aber für Jungen aus vollständigen Familien. Formen der autoritären Disziplinierung kamen in der Arbeiterschicht häufiger vor als in der Mittelschicht; einen besonders strengen Erziehungsstil fand man bei allein erziehenden, nicht berufstätigen Müttern. Die negativen Folgen eines autoritären Erziehungsstils für Jungen wie Mädchen von allein erziehenden Müttern der Arbeiterschicht mögen dessen Härte reflektieren.

Der häufigere Gebrauch autoritativer Kontrollmaßnahmen bei berufstätigen Müttern aus der Arbeiterschicht stand in Zusammenhang mit der kognitiven und sozialen Entwicklung der Kinder, insbesondere von Kindern allein erziehender Mütter. Diese erzielten bessere Ergebnisse in allen drei Leistungstests, hatten weniger Lernschwierigkeiten und eine höhere Frustrationstoleranz. Auch die Lehrereinschätzungen bezüglich der Beziehungen zu Gleichaltrigen sowie hinsichtlich störender oder aggressiver Verhaltensweisen im Klassenzimmer fielen besser aus. Die Gleichaltrigen beschrieben sie als weniger aggressiv und feindselig.

Ein permissiver Erziehungsstil war häufiger bei nicht berufstätigen Müttern der Arbeiterschicht zu beobachten. Dabei zeigten sich nur für Jungen negative Folgen: Sie waren bei ihren gleichaltrigen Spielkameraden nicht gerne gesehen und wurden von ihren Klassenkameraden als feindselig beurteilt. Auch die Lehrer/innen beschrieben sie als aggressiv und zerstörerisch in der Klasse.

Im Allgemeinen scheinen sich die Disziplinierungsmaßnahmen und Formen der Verhaltenskontrolle berufstätiger Mütter positiv auf die Entwicklung der Sozialkompetenz auszuwirken. Hiervon können jedoch Jungen aus der Mittelschicht nicht profitieren, denn die einzigen signifikanten Unterschiede hinsichtlich mütterlicher Erwerbstätigkeit und Formen der Disziplinierung und Kontrolle fanden sich hier beim autoritären Erziehungsstil, der sich jedoch nicht negativ auf die Entwicklung bei Jungen aus der Mittelschicht auswirkte. Dieses Resultat stimmt mit den bereits oben beschriebenen Ergebnissen überein. Obwohl Jungen berufstätiger Mütter aus der Mittelschicht bessere kognitive Leistungen zeigten, waren sie dennoch die einzige Subgruppe, die in ihrer sozialen Entwicklung von deren Erwerbstätigkeit nicht profitieren konnte.

(2) Zielsetzungen: Unabhängig von der sozialen Schicht unterschieden sich berufstätige von nicht berufstätigen Müttern insofern, als Letztere in ihren Zielsetzungen und Erziehungsmaßnahmen deutlichere Unterschiede zwischen ihren Töchtern und Söhnen machten. Stärker als berufstätige Mütter sahen nicht berufstätige Mütter erstrebenswerte Ziele für ihre Töchter eher darin, „feminin“ sowie „lieb und nett“ zu sein. Unabhängigkeit als Zielsetzung wurde in diesem Zusammenhang nicht so deutlich betont. Auch die Erwartungshaltung im Hinblick auf die Schulbildung von Söhnen und Töchtern war bei nicht berufstätigen Müttern niedriger.

Ähnlich den Ergebnissen zum autoritären Erziehungsstil und unabhängig von der sozialen Schicht und dem Ehestatus sprachen in erster Linie nicht berufstätige Mütter davon, dass Gehorsam für sie ein wesentliches Erziehungsziel darstelle. Die Töchter dieser Mütter wurden als schüchtern, ängstlich und wenig zuversichtlich beschrieben; sie hatten ein geringeres persönliches Kontrollgefühl. Für Söhne wurden jedoch keine signifikanten Auswirkungen ermittelt. Ein ähnliches Muster traf

auf Töchter zu, wenn Femininität ein wesentliches Erziehungsziel darstellte, und ein entgegengesetztes Muster fand sich, wenn Unabhängigkeit als Erziehungsziel betont wurde. Die höheren Zielsetzungen und Erwartungen berufstätiger Mütter an die Schulbildung ihrer Kinder spiegelten sich in den besseren Ergebnissen bei Leistungstests wider.

(3) Mutter-Kind-Interaktion: Die Mütter informierten über die Häufigkeit der Interaktionen mit ihrem Kind in der vergangenen Woche. Dabei berichteten nicht berufstätige verheiratete Mütter aus der Mittelschicht häufiger über positive und lehrreiche Interaktionen mit ihren Kindern; berufstätige verheiratete Mütter aus der Arbeiterschicht berichteten dasselbe, jedoch nur im Hinblick auf ihre Töchter und nicht bei ihren Söhnen. Allein erziehende berufstätige Mütter sprachen dagegen häufiger über positive Interaktionen sowohl mit ihren Töchtern als auch Söhnen, insbesondere in den Bereichen „Erziehung“ und „Konversation“. Und schließlich berichteten berufstätige Mütter, unabhängig von der sozialen Schicht und dem Ehestatus, häufiger über den offenen Ausdruck von Gefühlen.

Bei allein erziehenden Müttern – aber nicht bei Verheirateten – stand ein höherer Interaktionsgrad mit den Kindern in Zusammenhang mit besseren Testergebnissen und weniger Lernschwierigkeiten aufseiten der Kinder. Zwar gab es keine Zusammenhänge zwischen dem häufigeren offenen Gefühlsausdruck und der Entwicklung der Kinder bei solchen mit berufstätigen verheirateten Müttern, jedoch bei Kindern mit allein erziehenden Müttern: Sie verfügten über bessere soziale Fertigkeiten und zeigten weniger aggressive Verhaltensauffälligkeiten. Insbesondere wenn der andere Elternteil nicht zur Verfügung steht, mögen somit diese Formen der positiven Interaktion besondere Bedeutung erlangen.

Zusammenfassung des Forschungsstandes bei Schulkindern

Trotz der weit verbreiteten Bedenken über die Folgen der Berufstätigkeit der Mutter für die Kinder fand die Forschung in den vergangenen 50 Jahren mehr positive als negative Folgen der Erwerbstätigkeit. Als eines der konsistentesten Ergebnisse, und zwar unabhängig von sozialer Schicht, ethnischer Zugehörigkeit und Ehestatus der Mutter, erwies sich die Tatsache, dass die Töchter berufstätiger Mütter in schulischen Leistungstests besser abschneiden. Auch die unabhängigere und sehr eigenaktive Haltung dieser Töchter wird immer wieder beschrieben. Für die Söhne berufstätiger Mütter aus der Arbeiterschicht und für Kinder in Armut konnten positive Auswirkungen auf die kognitive Entwicklung belegt werden und – obwohl dies seltener untersucht wurde – konnten Studien zur sozialen Entwicklung entweder keine Unterschiede feststellen oder Vorteile für diese Kinder verbuchen. Einige wenige ältere Untersuchungen berichteten jedoch auch von niedrigeren kognitiven Leistungsscores bei Jungen aus der Mittelschicht. Mehrere aktuelle Versuche, diese Ergebnisse zu replizieren, schlugen jedoch fehl. Hinzu kommt, dass in einer von der Autorin und ihren Kollegen an der Universität von Michigan durchgeführten Studie bessere Ergebnisse in Standard-Leistungstests sowohl für Söhne als auch Töchter berufstätiger Mütter mit unterschiedlichem sozioökonomischen Hintergrund gefun-

den wurden. Obwohl die Söhne berufstätiger Mütter aus der Mittelschicht bessere Ergebnisse in Leistungstests vorweisen konnten, so zeigten sie jedoch auch mehr Verhaltensauffälligkeiten. Dies traf aber nicht für Töchter und Söhne berufstätiger Mütter aus der Arbeiterschicht zu. Diese Mädchen, Jungen aus der Arbeiterschicht und Kinder aus armen Familien zeigten generell weniger Verhaltensauffälligkeiten und eine bessere soziale Anpassung, wenn ihre Mütter erwerbstätig waren. Schließlich konnten auch frühere Studien über in Armut lebende afroamerikanische Kinder belegen, dass die Kinder berufstätiger Mütter in kognitiven Leistungstests bessere Ergebnisse erzielten. In unserer aktuellen Untersuchung konnten wir dieses Ergebnis – unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit – replizieren und zugleich ergänzend vermerken, dass diese Kinder in ihrer sozialen Entwicklung ebenfalls weiter fortgeschritten sind.

Die Zielsetzung aktueller Forschung über die Auswirkungen mütterlicher Berufstätigkeit besteht nicht mehr ausschließlich darin, Kinder berufstätiger Mütter mit Kindern nicht berufstätiger Mütter zu vergleichen. Vielmehr verschiebt sich der Fokus darauf herauszufinden, weshalb bestimmte Effekte überhaupt auftreten. Dieses Ziel verfolgten wir auch in der Michigan-Studie. Dabei kamen wir zu dem Ergebnis, dass bei einer Berufstätigkeit der Mutter die Väter aktiver in der Kindererziehung und im Haushalt involviert waren. Rollenfunktionen, welche bislang einer typischen Geschlechterrollentypisierung unterlagen, lösten sich zunehmend auf. Dies wiederum schien sich günstig auf die Entwicklung der Kinder auszuwirken, insbesondere auf die Selbstwirksamkeitserfahrung der Töchter. Bei Familien aus der Arbeiterschicht und bei in Armut lebenden Familien schien sich die Berufstätigkeit der Mutter deutlich positiv auf ihr Wohlbefinden auszuwirken. Dies erleichterte es ihnen, in einer positiven und effektiven Art und Weise mit ihren Kindern umzugehen. Unabhängig von der sozialen Schicht betonten berufstätige Mütter in der Erziehung nicht so sehr den Gehorsam ihrer Kinder. Auch verwendeten sie seltener autoritäre und bestrafende Disziplinierungsmaßnahmen. Bei armen Familien und Familien aus der Arbeiterschicht zeigten berufstätige Mütter im Gegensatz zu nicht berufstätigen Müttern auch seltener einen permissiven Erziehungsstil. Sie griffen eher auf autoritative Erziehungsmaßnahmen zurück, nannten den Kindern also Gründe für ihre Forderungen und ermöglichten es ihnen zugleich, dazu Stellung zu nehmen. Der Zusammenhang zwischen der Berufstätigkeit der Mutter, ihrem Erziehungsstil und der Entwicklung der Kinder wird hierdurch deutlich.

An dieser Stelle muss jedoch auf die Möglichkeit verwiesen werden, dass trotz der Kontrolle der relevanten Variablen – inklusive des Bildungsstatus der Mutter – einige sich selbst selektierende Faktoren beteiligt sein können. So könnte es beispielsweise sein, dass Mütter, welche sich bewusst dafür entschieden haben, keinen Beruf auszuüben und zu Hause zu bleiben, besonders viel Wert auf Gehorsam legen. Dieser Unterschied muss deshalb nicht zwangsläufig auf die Berufstätigkeit der Mutter zurückgeführt werden, sondern könnte bereits im Vorfeld bestehen. In ähnlicher Weise könnten die höheren Bildungsansprüche an die Kinder auch die Motivation für die eigene Berufstätigkeit sein und nicht so sehr deren Ergebnis. Diese Möglichkeiten wurden in unserer Analyse beachtet, und die vorliegenden Daten unterstützen einen kausalen Zusammenhang von der Berufstätigkeit der Mutter über den Erziehungsstil hin zu unterschiedlichen Entwicklungsaspekten bei

Kindern. Dennoch ist es nahezu unmöglich, selbst selektierende Faktoren gänzlich auszuschließen. Der Forscher kann nicht Müttern eine Berufs- oder Hausfrauenrolle nach dem Zufallsprinzip zuweisen.

Untersuchungen von Säuglingen und Kleinkindern

Da auch Mütter von Säuglingen und Kleinkindern zunehmend erwerbstätig sind, beschäftigt das öffentliche Interesse insbesondere die Fragestellung, inwiefern sich eine frühe Wiederaufnahme der Berufstätigkeit auf die Entwicklung der Kinder auswirkt. Um darauf eine Antwort zu finden, haben sich neue Forschungsprojekte dieser Thematik zugewandt. Eine der größten Schwierigkeiten bei der Forschung mit sehr jungen Kindern besteht jedoch darin, Ergebnisse mit einem langfristigen Vorhersagewert zu erzielen. Säuglinge und Kleinkinder sind in ihrem Verhaltensrepertoire noch eingeschränkt, und häufig findet sich eine große Bandbreite an Entwicklungsunterschieden, die sich jedoch im Verlauf der Zeit ausgleichen. So können Unterschiede bei Untersuchungen erfasst werden, die nicht lange anhalten, oder es werden Unterschiede verschleiert, die erst später zum Ausdruck kommen (Hoffman 1984a).

Um dieses Problem zu umgehen, wurden in einigen Untersuchungen Schulkinder unter Berücksichtigung des Beschäftigungsstatus ihrer Mütter verglichen, als sie noch Säuglinge waren. So wurden beispielsweise in der Michigan-Studie die vollständigen Daten über den Beschäftigungsstatus der Mutter seit Geburt des Kindes erfasst. Auf dieser Basis wurde unter Kontrolle des aktuellen Beschäftigungsstatus die Beziehung zwischen dem Beschäftigungsstatus verheirateter Mütter während des ersten Lebensjahres des Kindes und dem Entwicklungsstand des Kindes im dritten Schuljahr untersucht. Dabei konnten jedoch in Bezug auf die Berufstätigkeit der Mutter während des ersten Lebensjahres des Kindes keine signifikanten Ergebnisse ermittelt werden. Die einzige Ausnahme bildeten Jungen, die häufiger ausagierende Verhaltensweisen zeigten. Da diese Verhaltensauffälligkeiten auch noch im Schulalter vorhanden waren, mag eine mögliche Erklärung hierfür in der frühen Berufstätigkeit der Mutter liegen (Hoffman/Youngblade 1999).

Da eine effektive Messung von Entwicklungsunterschieden bei sehr jungen Kindern nicht möglich ist, besteht der übliche Ansatz zur Erfassung der Auswirkungen einer frühen mütterlichen Berufstätigkeit darin, Säuglinge und Kleinkinder direkt in der Eltern-Kind-Interaktion zu beobachten. Dabei werden die Qualität und Quantität der Mutter-Kind-Interaktion sowie der Eltern-Kind-Bindung berücksichtigt. Die Forschungsergebnisse belegen, dass ganztätig berufstätige Mütter weniger Zeit mit ihren Säuglingen oder Vorschulkindern verbringen als Teilzeit beschäftigte oder nicht berufstätige Mütter. Dieser Effekt nimmt ab, je höher der Bildungsstand der Mutter ist. Außerdem fällt der Effekt geringer aus, wenn die Art der Interaktion zwischen Mutter und Kind beachtet wird. Dabei verweisen die Daten darauf, dass die berufstätigen Mütter versuchen, die Zeit ihrer Abwesenheit zu kompensieren, indem sie mit ihrem Kind vermehrt direkt interagieren sowie in der Freizeit und am Wochenende viel Zeit mit ihm verbringen. In mehreren Studien, bei denen Interaktionen zwischen Mutter und Säugling erfasst wurden, zeigte sich, dass die berufstä-

tigen Mütter sehr viel mehr mit ihrem Säugling interagieren, insbesondere im Hinblick auf die verbale Stimulation. Andere Studien untersuchten die Sensitivität der Mutter im Umgang mit ihrem Säugling. Dabei konnten keine Unterschiede zwischen berufstätigen und nicht berufstätigen Müttern festgestellt werden (Hoffman 1989).

Seit 1980 ist ein besonderer Schwerpunkt der Forschung der Vergleich von Alleinverdiener- und Doppelverdiener-Haushalten hinsichtlich der Mutter-Kind-Bindung. In den meisten Studien konnten keine signifikanten Unterschiede festgestellt werden. In einigen wenigen Studien wurde hingegen eine höhere Anzahl an unsicher gebundenen Kindern bei ganztägig berufstätigen Müttern festgestellt, obgleich auch hier der Großteil dieser Kinder eine sichere Bindung aufwies. Auch Clarke-Stewart (1989) kam in einem Forschungsüberblick zu dem Ergebnis, dass Kinder von ganztägig berufstätigen Müttern häufiger unsicher gebunden sind als Kinder von Teilzeit beschäftigten oder nicht berufstätigen Müttern.

Die Ergebnisse über diese Zusammenhänge zwischen der Berufstätigkeit der Mutter und der Bindungsklassifikation des Kindes wurden in den Medien stark beachtet. Ein Problem dieser Forschung besteht jedoch darin, dass die Erfassung des Bindungsverhaltens im Labor anhand des Strange-Situation-Tests erfolgt. Dieser ist so konzipiert, dass Mutter und Kind gemeinsam einen Raum betreten, der mit Kinderspielsachen ausgestattet ist. Eine junge Frau kommt hinein, und die Mutter verlässt dann den Raum. Diese Prozedur wiederholt sich noch zweimal, wobei es stets nach einigen Minuten zu einer Wiedervereinigung von Mutter und Kind kommt. Dieses Testverfahren wurde entwickelt, um beobachten zu können, wie sich Kleinkinder in angstbesetzten Situationen ihren Müttern gegenüber verhalten. Auch wenn sich dieses Verfahren über die Jahre hinweg als nützlich erwiesen hat in der Vorhersage kindlichen Verhaltens, so konnte dessen Validität für Familien mit berufstätigen Müttern noch nicht festgestellt werden. Das Problem besteht dabei darin, dass die Situation für ein Kind, welches regelmäßig mit der Abwesenheit seiner Mutter konfrontiert ist, nicht angstausslösend sein muss. Und so mag das Verhalten des Kindes als Grundlage zur Beurteilung der Bindungsqualität nicht ausreichend sein. In den Studien, welche vorwiegend unsichere Bindungen zwischen voll erwerbstätigen Müttern und deren Kindern fanden, zeigte sich die Art der unsicheren Bindung in einem „vermeidenden“ Verhaltensmuster. Der vermeidende Säugling scheint unabhängig zu sein. Diese Unabhängigkeit kann zum einen als Abwehr der eigenen Angst interpretiert werden, wie dies in früheren Forschungsarbeiten geschah. Die Unabhängigkeit kann aber ebenso als angemessenes Verhalten des Kindes interpretiert werden, wenn es sich in der Situation nicht ängstlich fühlt. Die Unterscheidung zwischen „vermeidender“ Unsicherheit und Mangel an Angst kann somit recht schwierig sein (Clarke-Stewart 1989; Hoffman 1989).

Die aktuellste, umfassendste und immer noch andauernde Untersuchung auf diesem Gebiet wird vom National Institute of Child Health and Development durchgeführt. Es geht hierbei darum, die Auswirkungen einer frühkindlichen Fremdbetreuung zu beschreiben. Die Untersuchung findet an verschiedenen Orten statt und wird von einem großen Team prominenter Forscher/innen durchgeführt. Die bisherigen Daten unterstützten die Validität des Strange-Situation-Tests. In dieser Untersu-

chung stand weder das Ausmaß der institutionellen Betreuung (mehr als 30 Stunden pro Woche oder weniger als 10) noch das Alter des Kindes zum Zeitpunkt der Berufsaufnahme durch die Mutter in Beziehung zur Bindungssicherheit. Die Studie zeichnete sich zum einen durch ihre hohe Qualität aus und zum anderen durch die Tatsache, dass dem Team Forscher von beiden Seiten dieser stark politisierten Fragestellung angehören. Dies mag dazu beitragen, dass präzisere Codierungssysteme Anwendung fanden, welche die bisherigen Unsicherheiten bei der Unterscheidung zwischen wenig Angst und unsicher-vermeidender Bindung zu beseitigen in der Lage waren. Die Ergebnisse der Studie weisen darauf hin, dass die Qualität der Mutter-Kind-Interaktion, und insbesondere die Sensitivität der Mutter gegenüber den Bedürfnissen ihres Kindes, die Bindungssicherheit beeinflussen. Die institutionelle Betreuung, der Beschäftigungsstatus der Mutter sowie das Alter des Kindes bei der Wiederaufnahme der Arbeit durch die Mutter wirken sich dagegen nicht auf die Bindungssicherheit aus (NICHD Early Child Care Research Network 1997).

Bei dieser Studie wurden die Kinder ab dem Säuglingsalter begleitet; die letzten Berichte decken den Zeitraum bis zu ihrem dritten Lebensjahr ab. In früheren Studien über die Auswirkungen frühkindlicher Fremdbetreuung kam man zu dem Ergebnis, dass diese Erfahrungen oft mit höheren kognitiven Kompetenzen korrelierten, aber auch mit weniger Unterordnung und mehr Selbstbehauptung gegenüber Gleichaltrigen – im positiven wie im negativen Sinne. In der NICHD-Studie erwiesen sich auch hinsichtlich der auf verschiedene Weise gemessenen Erziehungsschwierigkeiten und kindlichen Verhaltensprobleme die Sensitivität der Mutter und deren psychologische Anpassung als die wichtigsten Variablen. Sowohl eine höhere Qualität der Fremdbetreuung als auch mehr Erfahrung in Gruppen mit anderen Kindern führten zu sozial kompetentem Verhalten. Ebenso wurde jedoch deutlich, dass zweijährige Kinder problematische und widerspenstige Verhaltensweisen zeigten, wenn sie täglich besonders lange fremdbetreut wurden und die Betreuung wenig Stabilität aufwies. Zusammenfassend konnte die Untersuchung verdeutlichen, dass in erster Linie die häusliche Umgebung die Entwicklung des Kindes beeinflusst, dass sich aber die Qualität und Stabilität der Fremdbetreuung ebenfalls auswirkt (NICHD Early Child Care Research Network 1998).

Der aktuellste Bericht umfasst die Analyse der Interaktion der Mutter mit ihrem dreijährigen Kind. Als wichtiges Ergebnis ist hierbei anzuführen, dass die Mutter umso weniger Sensitivität und Engagement gegenüber ihrem Kind zeigte, je länger es fremdbetreut wurde. Die Autoren heben jedoch hervor, dass es sich hierbei um sehr geringe Unterschiede handelt und dass nicht klar ist, ob sich diese auf die Entwicklung des Kindes signifikant auswirken (NICHD Early Child Care Research Network 1999). Der Beschäftigungsstatus der Mutter wurde bei dieser Analyse nicht berücksichtigt.

Schlussfolgerungen

Die hier vorgestellten Forschungsergebnisse bieten wenig Halt für die einst vorherrschende Sichtweise, dass der Eintritt junger Mütter in den Arbeitsmarkt eine Bedrohung für das Wohlergehen der Kinder darstellt. Es handelt sich hier um einen

sozialen Wandel, der in Beziehung steht zu anderen, bereits seit längerem erfolgenden Veränderungen in den Sozialstrukturen wie z.B. der zunehmenden Vermischung der Geschlechtsrollen und dem Wechsel von autoritären zu autoritativen Formen in der Erziehung. Die Daten über die Entwicklung der Kinder stimmen jedoch nicht mit der Vorstellung überein, dass die Berufstätigkeit der Mutter eine Bedrohung für das Wohlergehen ihrer Kinder sei. Tatsächlich verhält es sich so, dass entsprechend dem Großteil der Forschungsergebnisse aus den letzten 50 Jahren, und insbesondere entsprechend der aktuellen Forschung, Kinder berufstätiger Mütter bessere Schulleistungen als Kinder von Hausfrauen zeigen und dass Jungen aus der Arbeiterschicht sowie Mädchen – unabhängig von der sozialen Schicht – eine bessere soziale Anpassung aufweisen. Im Großen und Ganzen kann aus den Forschungsergebnissen abgeleitet werden, dass sich die meisten Familien an die Berufstätigkeit der Mutter erfolgreich anpassen und dadurch eine gut funktionierende Umwelt aufbauen. In Familien, in denen Vater und Mutter berufstätig sind, beteiligen sich Väter stärker an Haushaltsaufgaben und an der Kindererziehung, was sich nachhaltig positiv auf die Kinder auszuwirken scheint. In der Arbeiterschicht zeigen berufstätige Mütter einen höheren Grad an Wohlbefinden als Hausfrauen, was für die Erziehung ihrer Kinder positiv ist. Hingegen beeinflusst in der Mittelschicht die Berufstätigkeit der Mutter zwar nicht ihr Wohlbefinden, sie verschlechtert dieses aber auch nicht.

Wenn die Berufstätigkeit der Mutter an sich keine negativen Folgen für die Kinder mit sich bringt, dann sollten diejenigen Forschungsergebnisse über die Fremdbetreuung von Kindern ernst genommen werden, welche besagen, dass die Qualität und Stabilität der Betreuung für Säuglinge und Kleinkinder von großer Bedeutung sind. Hier ist noch viel zu leisten: für alle bezahlbare, qualitativ hochwertigen Tagesbetreuung, außerschulische Angebote und liberalere Regelungen hinsichtlich des Erziehungsurlaubs. Es gibt Hinweise darauf, dass in den USA Regierung und privater Sektor auf diese Bedürfnisse reagieren werden. Dies könnte schließlich dazu führen, dass ein umfassenderer gesamtgesellschaftlicher Anpassungsprozess an ein dominierendes Muster der industrialisierten Welt erfolgt: an die Berufstätigkeit der Mütter.

Literatur

- Alessandri, S.M.: Effects of maternal work status in single-parent families on children's perceptions of self and family and school achievement. *Journal of Experimental Child Psychology* 1992, 54, S. 417-433
- Cherry, F.F./Eaton, E.L.: Physical and cognitive development in children of low-income mothers working in the child's early years. *Child Development* 1977, 48, S. 158-166
- Clarke-Stewart, K.A.: Infant day-care: Malignant or malignant? *American Psychologist* 1989, 44, S. 266-273
- Crouter, A.C./Crowley, M.S.: School-age children's time alone with fathers in single- and dual-earner families: Implications for the father-child relationship. *Journal of Early Adolescence* 1990, 10, S. 296-312
- Desai, S./Chase-Lansdale, P.L./Michael, R.T.: Mother or market? Effects of maternal employment on four-year-olds' intellectual abilities. *Demography* 1989, 26, S. 545-561

- Downey, G./Coyne, J.C.: Children of depressed parents: An integrative review. *Psychological Bulletin* 1990, 108, S. 50-76
- Gottfried, A.E./Gottfried, A.W./Bathurst, K.: Maternal employment, family environment and children's development: Infancy through the school years. In: Gottfried, A.E./Gottfried, A.W. (Hrsg.): *Maternal employment and children's development: Longitudinal research*. New York: Plenum 1988, S. 11-58
- Heynes, B.: The influence of parents' work on children's school achievement. In: Kamerman, S.B./Hayes, D.C. (Hrsg.): *Families that work: Children in a changing world*. Washington: National Academy Press 1982, S. 229-267
- Hoffman, L.W.: Effects of maternal employment on the child – a review of the research. *Developmental Psychology* 1974, 10, S. 204-228
- Hoffman, L.W.: Maternal employment: 1979. *American Psychologist* 1979, 34, S. 859-865
- Hoffman, L.W.: Increased fathering: Effects on the mother. In: Lamb, M./Sagi, A. (Hrsg.): *Fatherhood and family policy*. Hillsdale: Erlbaum 1983, S. 167-190
- Hoffman, L.W.: Maternal employment and the young child. In: Perlmutter, M. (Hrsg.): *Parent-child interaction and child development. The Minnesota Symposia on Child Psychology* 1984a, 17, S. 101-127
- Hoffman, L.W.: The study of employed mothers over half a century. In: Lewin, M. (Hrsg.): *In the shadow of the past: Psychology portrays the sexes*. New York: Columbia University Press 1984b, S. 295-320
- Hofman, L.W.: Effects of maternal employment in the two-parent family: A review of the recent research. *American Psychologist* 1989, 44, S. 283-290
- Hoffman, L.W./Youngblade, L.M.: *Mothers at work: Effects on children's well-being*. With Coley, R.L./Fuligni, A.S./Kovacs, D.D. New York: Cambridge University Press 1999
- McLoyd, V.C.: Employment among African-American mothers in dual-earner families: Antecedents and consequences for family life and child development. In: Frankel, S. (Hrsg.): *The employed mother and the family context*. New York: Springer 1993, S. 180-226
- Moore, T.W.: Exclusive early mothering and its alternatives: The outcome to adolescence. *Scandinavian Journal of Psychology* 1975, 16, S. 255-272
- NICHD Early Child Care Research Network: The effects of infant child care on mother-infant attachment security: Results of the NICHD Study of Early Child Care. *Child Development* 1997, 68, S. 860-879
- NICHD Early Child Care Research Network: Early child care and self-control, compliance, and problem behavior at 24 and 36 months. *Child Development* 1998, 69, S. 1145-1170
- NICHD Early Child Care Research Network: Child care and mother-child interaction in the first 3 years. *Developmental Psychology* 1999, 35, S. 1399-1413
- Parcel, T.L./Menaghan, E.G.: *Parents's jobs and children's lives*. New York: Walter de Gruyter 1994
- Radloff, L.: The CES-D scale: A self-report depression scale for research in the general population. *Applied Psychological Measurement* 1977, 1, S. 385-401
- Repetti, R.L./Mathews, K.A./Waldron, I.: Employment and women's health: Effects of paid employment on women's mental and physical health. *American Psychologist* 1989, 44, S. 1394-1401
- Statistisches Bundesamt: Rund 60% der Mütter mit Kindern unter 18 Jahren erwerbstätig. Pressemitteilung vom 15.04.1999
- Stevenson, N.G.: *The role of maternal employment and satisfaction level in children's cognitive performance*. Unveröffentlichte Dissertation. Ann Arbor: University of Michigan 1982
- U.S. Bureau of the Census: *Statistical abstracts of the United States*. Washington: U.S. Government Printing Office, 112. Aufl. 1999
- Vandell, D.L./Ramanan, J.: Effects of early and recent maternal employment on children from low-income families. *Child Development* 1992, 63, S. 938-949
- Warr, P./Parry, G.: Paid employment and women's psychological well-being. *Psychological Bulletin* 1982, 91, S. 498-516

Zaslow, M.: Sex differences in children's response to maternal employment. Unveröffentlichtes
Manuskript 1987

Vaterschaft

Mehr als Geld? Zur (Neu-)Konzeptualisierung väterlichen Engagements

Unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg entwickelte sich in der Forschung ein vermehrtes Interesse an der Rolle des Vaters. Den äußeren Anlass bot damals die kriegsbedingte Abwesenheit vieler Väter. Die Vaterrolle wurde um diese Zeit in Begriffen wie Vaterab- bzw. Vateranwesenheit konzeptualisiert und mit Hilfe defizitorientierter Ansätze theoretisch fundiert (Fthenakis 1985). Bis Ende der 60er Jahre befasste sich die Forschung mit dem Vater vor allem dann, wenn er nicht verfügbar war oder eine Gefahr für seine Kinder darstellte. Erst ab diesem Zeitpunkt wurden Studien durchgeführt, die die Vater-Kind-Beziehung direkt untersuchten. Diese Arbeiten replizierten im Wesentlichen Fragestellungen und Methodologie bis dahin vorliegender Studien zur Mutter-Kind-Beziehung. Im Mittelpunkt des Interesses standen Fragen nach der Partizipation des Vaters an haushalts- und kindbezogenen Aufgaben sowie nach der Qualität der Vater-Kind-Beziehung (Kotelchuck 1976; Lamb 1977).

Erst ab Ende der 70er und zu Beginn der 80er Jahre wurde der Vater als Mitglied des Familiensystems betrachtet. Die Bedeutung des Vaters wurde nunmehr in triadischen und komplexeren Zusammenhängen untersucht, in denen neben direkten auch indirekte Effekte väterlicher Partizipation interessierten. Untersuchungen dieser Art eröffneten die Möglichkeit, Vaterschaft und insbesondere die Vater-Kind-Beziehung bei veränderten Formen familialer Organisation zu analysieren. So haben z.B. Studien zur Rolle des Vaters in nicht traditionell organisierten Familien die Bedeutung kontextueller Bedingungen aufgezeigt und zur Entwicklung komplexerer Interpretationsansätze geführt (vgl. im Überblick Fthenakis 1985; Radin 1994). Studien zu nicht sorgeberechtigten bzw. zu allein erziehenden Vätern und zu Stiefvätern stellen seither bevorzugte Felder der Vaterforschung dar (Fthenakis/Niesel/Kunze 1982). Ein besonderer Stellenwert kam Arbeiten zur Vaterrolle zu, die aus einer feministisch-kritischen Perspektive motiviert wurden (Hochschild 1989a, b; LaRossa 1988), bzw. solchen, die auf die kontextuelle Abhängigkeit der Vaterrolle hinwiesen und (arbeits-)politische Konsequenzen forderten (Pleck 1985, 1997). Ferner gilt seit dieser Zeit das Interesse Vätern aus verschiedenen kulturellen Gruppen bzw. aus ethnischen Minoritätengruppen (Lamb 1986) und nicht zuletzt homosexuellen Vätern (Barrett/Robinson 1994; Bozett 1989). Seit Beginn der 90er

Jahre fokussiert die Vaterforschung, nunmehr als integrierter Bestandteil der Familienforschung, auf neue Fragestellungen, wie z.B. auf die Entwicklung und Veränderung des Vaterschaftskonzeptes im Familienentwicklungsprozess (Cowan/Cowan 1992) oder auf die Frage nach den mittel- und langfristigen Auswirkungen des Vaters auf die Entwicklung junger Erwachsener (Amato 1997). Sie interessiert sich ferner für die kontextuellen Faktoren, die Vaterschaft beeinflussen (Parke 1995), und sie hinterfragt eine bislang weit verbreitete instrumentelle Definition der Vaterrolle (Christiansen 1997). Die Frage nach der Partizipation des Vaters an haushalts- und kindbezogenen Aufgaben hat in den letzten Jahren erneut an Interesse gewonnen (Greenstein 1996; Künzler 1994, 1995; Bacher/Wilk 1997), und es wird der Versuch unternommen, die Vaterschaft (wie auch Elternschaft) neu zu konzeptualisieren. Damit einhergehend werden Modelle vorgestellt, die zu einer Neukonzeptualisierung von Vaterschaft beitragen sollen und auf die im Folgenden näher eingegangen wird (Hawkins/Dollahite 1997; Hawkins/Palkovitz 1997).

Das Engagement des Vaters an haushalts- und kindbezogenen Aufgaben

Einen zentralen Schwerpunkt in der Vaterforschung stellt nach wie vor die Frage dar, wie Männer ihr Engagement bei haushalts- und kindbezogenen Aufgaben konzeptualisieren, wie sie ein Idealbild von Vaterschaft in die Realität des Familienalltags übertragen und wie sich väterliche Partizipation auf die Väter selbst, auf das Leben ihrer Kinder und auf die Familie auswirkt. Obwohl eine Vielzahl von Arbeiten über die Beteiligung der Väter an der innerfamilialen Aufgabenteilung vorliegt (vgl. im Überblick Fthenakis 1985; Griebel 1991; Künzler 1994; Oberndorfer 1993), ist dennoch nur wenig darüber bekannt, was die Väter in diesem Kontext tatsächlich tun, welche Variationen väterlicher Fürsorge es gibt, und welche Bedingungen hierfür verantwortlich sind. Es mangelt demnach an einer umfassenden Konzeptualisierung elterlicher Partizipation, die auf dem Hintergrund eines erweiterten Vaterschaftskonzeptes eine angemessene empirische Überprüfung des Beitrags von Vätern und Müttern bei der Bewältigung haushalts- und kindbezogener Aufgaben in der Familie erlauben würde.

Fasst man die Ergebnisse der US-amerikanischen und europäischen Forschung zur Partizipation des Vaters kurz zusammen, so vermitteln sie folgendes Bild: Väter sind weniger als Mütter an innerfamilialen Aufgaben sowie an der Betreuung ihrer Kinder beteiligt. Nach wie vor verrichten amerikanische und europäische Frauen den größten Anteil der Hausarbeit (Ferree 1991; Thompson/Walker 1989). Art und Qualität väterlicher Beteiligung variieren zudem beträchtlich (Douthitt 1989; Pleck 1985, 1993). Während der letzten 30 Jahre lässt sich dennoch eine Steigerung väterlicher Partizipation beobachten. Nach Robinson (1988) verrichteten amerikanische Väter 1965 20%, 1981 30% und 1985 35% der Hausarbeit. Sie beteiligten sich 1975 an der Hausarbeit und Kinderbetreuung durchschnittlich mit 1,85 Stunden pro Tag. Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt Pleck (1985): Der Zeitanteil von Vätern bei diesen Aktivitäten stieg zwischen 1965 und 1981 von 20% auf 30% der von beiden Partnern im Haushalt geleisteten Arbeit an. Das Ausmaß an Hausarbeit, das Väter Mitte der 80er Jahre verrichteten, schätzt Pleck auf 34%. Auch spätere Stu-

dien haben empirische Evidenz dafür geliefert, dass die in familiale Aufgaben investierte Zeit bei den Vätern insgesamt zugenommen hat (Gershuny/Robinson 1988; Robinson/Andreyenkov/Patrushev 1988). Dies trifft sowohl für verheiratete als auch für nicht verheiratete Männer sowie für Väter und Nichtväter zu (Robinson 1988). Damit geht ein weiterer Trend einher: Die Zeit, die Frauen im Haushalt investieren, nahm gleichzeitig ab. Dies trifft für die Frauen insgesamt, aber auch für die Untergruppen der verheirateten, nicht verheirateten, berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen wie auch für Mütter und Nichtmütter zu (Robinson 1988).

Solche Befunde wurden aus feministischer Sicht stark in Frage gestellt (Hochschild 1989a, b). LaRossa (1988) vertritt sogar die Auffassung, dass sich Vaterschaft seit der Jahrhundertwende nicht verändert habe, was das Verhalten der Väter gegenüber ihren Kindern betrifft. Hierbei handelt es sich um eine in der Literatur umstrittene, jedenfalls durch die Daten, auf die sich LaRossa bezieht, nicht gestützte Annahme (Pleck 1993). Niveau und Zuwachsrate des männlichen Familienengagements sind nach Auffassung von Pleck höher als von Hochschild und LaRossa behauptet wird: Die Väter verrichteten ein Drittel der Hausarbeit, und einer von fünf Vätern mit einer berufstätigen Frau sei die Hauptbetreuungsperson für das Vorschulkind. Auch der Current Population Survey (US Bureau of Census 1990) stützt die Position von Pleck (1985) und Robinson (1988). Im Übrigen wurde in einigen Arbeiten festgestellt, dass die eigenen Anteile an der Hausarbeit von Frauen und Männern jeweils höher eingeschätzt werden als durch den Partner.

Was die Partizipation von Vätern an kindbezogenen Aufgaben betrifft, lässt sich folgendes Szenario entwerfen: Generell engagieren sich Väter stärker bei ihren leiblichen Kindern (Marsiglio 1991), bei älteren Kindern (Belsky/Rovine/ Fish 1989) und bei Söhnen (Harris/Morgan 1991). Väter, die mit ihren Kindern im selben Haushalt leben, sind stärker beteiligt als Väter, die infolge einer Trennung bzw. Scheidung getrennt von ihren Kindern wohnen. Im Allgemeinen beteiligen sich Väter stärker an spielbezogenen als an pflegebezogenen Aktivitäten.

Untersuchungen im deutschsprachigen Gebiet

Im deutschsprachigen Gebiet liegen einige Beiträge vor, die sich mit der Partizipation des Mannes bzw. des Vaters am Innenleben der Familie befassen (Bacher/Wilk 1997; Höpflinger/Charles 1990; Keddi/Seidenspinner 1991; Kössler 1984; Krüsselberg/Auge/Hilzenbrecher 1986; Künzler 1994, 1995; Metz-Göckel/ Müller 1986; Meyer/Schulze 1988; Nauck 1987; Nave-Herz 1985; ÖAKT 1988; ÖSTZ 1985; Pross 1978; Ryffel-Gericke 1983; Schmidt-Denter 1984; Schulz 1990; Thiesen/Rohlinger 1988). Stellvertretend für diese Beiträge wird kurz auf die Würzburger-Zeitbudget-Studie von Künzler (1994) sowie auf die Untersuchung von Bacher und Wilk (1997) eingegangen.

Die Würzburger Zeitbudget-Studie von Künzler

Künzler (1994; 1995) untersuchte 36 studentische Familien mit Kleinkindern (78% der Frauen und 72% der Männer studierten zum Untersuchungszeitpunkt; 11% der Frauen und 25% der Männer waren erwerbstätig). 78% der Familien hatten ein Kind, in 17% der Familien lebten zwei Kinder. Als Kontrollstichprobe dienten Studierende (36 Frauen und 19 Männer) ohne Kinder. Hinsichtlich der Beteiligung der von ihm untersuchten Männer und Väter kommt Künzler zu dem Ergebnis, dass nach wie vor mehr Indizien für die Kontinuität einer traditionellen Aufteilung der Hausarbeit als für Tendenzen zu egalitären Formen der familialen Arbeitsteilung – auch in Doppelverdiener-Familien – sprächen. Die absolute Beteiligung der Männer an der Hausarbeit liege stets bei ca. 10 Stunden in der Woche. Männer aus Familien, in denen beide Partner studieren, leisteten mit durchschnittlich 13 Stunden signifikant mehr Hausarbeit. Künzler erwähnt ferner, dass die durchschnittlich für häusliche Arbeiten aufgewandte Zeit bei den Männern im Gegensatz zu den Frauen kaum Variabilität zeigte. Erwerbstätige Frauen leisteten hingegen deutlich weniger Hausarbeit als nicht erwerbstätige. Den von ihm nachgewiesenen deutlichen Anstieg der Hausarbeitszeit der Männer (auf fast 40%) führt Künzler auf Verhaltensänderungen beider Geschlechter zurück.

Bei den studierenden Frauen verdoppelte sich nach der Geburt des Kindes nahezu ihr Anteil an den haushaltlichen Aufgaben, während der Beitrag der studierenden Männer sich nicht signifikant von dem der Kontrollstichprobe unterschied. Dieser Traditionalisierungseffekt trat nicht in diesem Ausmaß auf, was den Zeitaufwand für das Studium betraf: Dennoch reduzierten Studentinnen mit Kindern ihren Zeitaufwand für das Studium auf weniger als die Hälfte, verglichen zu Studentinnen ohne Kind. Ein Traditionalisierungseffekt zeigte sich jedoch, „wenn der Zeitaufwand für das Studium und die Zeit für ‚Nebenjobs‘ zur gesamten ‚marktorientiert‘ investierten Zeit zusammengefasst werden“ (Künzler 1994, S. 208). Es konnte nämlich gezeigt werden, dass die Frauen, nicht aber die Männer, ihre marktorientierte Zeit mit dem Übergang zur Elternschaft signifikant und drastisch reduzierten. Da Studentinnen mit Kind den Löwenanteil der kindbezogenen Aufgaben übernahmen, wurde der Haushalt zur Haupt- und das Studium zur Nebenbeschäftigung. Anders bei den Studenten mit Kind: Haushalt und Studium wurden als gleichberechtigte Lebensbereiche zu zwei Hauptbeschäftigungen. Künzler konnte ferner eine geschlechtsspezifische Aufteilung einzelner haushaltsbezogener Aufgaben bei Studierenden mit Kindern feststellen: Signifikant weniger Studenten beteiligten sich an Aufgaben wie Kochen oder Wäschewaschen. Dagegen investierten sie mehr Zeit für Reparaturen im Haushalt. Künzler stellte aber auch fest, dass es nur wenige Bereiche der Hausarbeit gab, in denen sich beide Partner hinsichtlich Ausmaß der Beteiligung und Zeitaufwand unterschieden. Bei einem Viertel der von ihm untersuchten Familien leistete der Mann sogar mehr Hausarbeit als die Partnerin. Die Unterschiede in der Zeitverwendung von Frauen und Männern lassen sich nach Künzler auf die Variable Geschlecht zurückführen. Ein Maximum mütterlicher Beteiligung wurde in Familien festgestellt, in denen das Kind klein und eine familienergänzende Betreuung nicht verfügbar war.

Auch die kontextuellen Bedingungen, unter denen die Erledigung der Hausaufgabenaufgaben erfolgt, differierten zwischen Müttern und Vätern: Frauen verrichteten einen größeren Anteil ihrer Hausarbeitszeit in tendenziell ungünstigeren Interaktionskonstellationen als die Männer, d.h. in Gegenwart von Kleinkindern. Speziell die Benachteiligung von Frauen in Doppel-Verdiener-Haushalten lässt sich nicht primär durch ein höheres Maß an Belastung, sondern „durch Einschränkung der Zeit, die ihnen für Ausbildung, Studium und Erwerbstätigkeit zur Verfügung steht“, erklären (Künzler 1994, S. 209) – was zur Einschränkung ihrer Karrierechancen führt. Dies wiederum bedingt eine erneute Verstärkung des Traditionalisierungseffektes. Es gelingt nur wenigen Frauen, aus diesem Circulus vitiosus herauszukommen und die innerfamiliäre Aufgabenteilung neu zu organisieren.

Die (ober-)österreichische Studie von Bacher und Wilk

Bacher und Wilk (1997) sind in einer Detailauswertung einiger Daten aus ihrem Projekt „Kleinkindbetreuung in Oberösterreich“ (Bacher/Wilk 1991) der Frage nach der Partizipation von Männern und Vätern an familialen Aufgaben nachgegangen. Sie unterscheiden zwischen (Mit-)Hilfe einerseits und Betreuung andererseits. Unter Betreuung verstehen sie die durch einen Elternteil vollständig übernommene Verantwortung im Versorgungs- und Erziehungsbereich. Die Autoren leiten daraus ein Modell väterlicher Mitwirkung bei der Kinderbetreuung ab und postulieren die These einer situativ erzwungenen Mitwirkung der Väter bei der Kinderbetreuung.

Ihre Analyse bezieht sich auf die Daten von 451 Frauen, die mit einem Ehe- oder Lebenspartner zusammenlebten. 67,8% der befragten Frauen waren zum Befragungszeitpunkt nicht erwerbstätig. Die befragten Mütter gaben an, dass 89,2% der Väter bei der Kinderbetreuung mitgeholfen hätten. 30,6% der Väter betreuten das Kind unter der Woche (montags mit freitags) mindestens eine halbe Stunde. Am Wochenende täten dies nur 14,4% der Väter. 3,1% der Väter (n=14) betreuten unter der Woche ihr Kind mehr als 20 Stunden. Insgesamt betreuten österreichische Väter ihr Kind demnach unter der Woche im Durchschnitt 2,3 Stunden (d.h. täglich 27,6 Minuten) und 0,8 Stunden an einem Wochenende (d.h. 24 Minuten pro Tag). Die alleinige Betreuung des Kindes ohne die Anwesenheit der Mutter betrug nach den Daten von Bacher und Wilk lediglich 5 Minuten. Die Autoren selbst schränken ihre Ergebnisse ein, da sie auf unvollständige Informationen angewiesen seien und die Väter selbst nicht befragt wurden.

Betrachtet man den über die Mütter erhobenen Beitrag der Väter unter dem Aspekt der „Betreuung“, so fällt dieser, wenn überhaupt, minimal aus. Daraus schließen Bacher und Wilk (1997, S. 216): „Die Väter seien zwar weitgehend zur (Mit-)Hilfe bei der Kinderbetreuung bereit, sie seien aber nicht oder nur in einem geringeren Umfang bereit, für alle Betreuungsaufgaben in einem bestimmten Zeitraum die alleinige Verantwortung für das Kind zu übernehmen“. Und wo eine Beteiligung des Vaters erfolgte, sei sie, den Autoren zufolge, situativ erzwungen. Darunter verstehen Bacher und Wilk eine Situation, in der (a) die Mutter die Betreuungsaufgaben nicht übernehmen kann (z.B. im Falle einer Erwerbstätigkeit oder im Krankheitsfall und (b) keine anderen geeigneten Betreuungsressourcen (z.B. die Großel-

tern des Kindes) zur Verfügung stünden. Väter, deren Frauen erwerbstätig seien und die keine (oder lediglich eine) Betreuungsressource zur Verfügung hätten, betreuten ihr Kind 7,7 Stunden unter der Woche. Diese Betreuungszeit reduzierte sich auf 4,3 Stunden, wenn die Familie über zwei oder mehrere Betreuungsressourcen verfüge. Die reduzierte Partizipation des Vaters während des Wochenendes verhält sich demnach hypothesenkonform.

Bacher und Wilk weisen die These der strukturellen Unmöglichkeit väterlicher Mitwirkung zurück, und ihre Daten widerlegen, den Autoren zufolge, auch die These eines verminderten Anspruchsniveaus der Mütter gegenüber den Vätern. Es zeigte sich nämlich auch, dass 58,7% der befragten oberösterreichischen Mütter eine traditionelle Mutterrolle ablehnten; etwa gleich viele wünschten sich einen Vater, der Zeit für seine Kinder habe, und 40,1% der Mütter hatten eine positive Einstellung zu mütterlicher Erwerbstätigkeit. Die Autoren weisen auf die Notwendigkeit weiterer Analysen zur Untermauerung ihrer These von der situativ erzwungenen Mitwirkung des Vaters hin. Hinzuzufügen ist, dass das Beteiligungsmuster eines Vaters sicherlich durch komplexere Modelle interpretiert werden müsste als lediglich mit den Variablen „Erwerbstätigkeit der Frau“ und „Verfügbarkeit von Betreuungsressourcen“, und die Daten sollten unter Einbeziehung der Väter selbst gewonnen werden.

Anmerkungen zur bisherigen Forschung

Die meisten der bislang vorliegenden Studien konzentrieren sich auf quantitative Betreuungsindikatoren, in der Regel auf das Ausmaß väterlicher Beteiligung primär an haushalts- und seltener an kindbezogenen Aktivitäten. In der Regel verwenden sie ein absolutes Maß (d.h. das Ausmaß an Zeit, die der Vater für Aktivitäten in direkter Interaktion mit dem Kind insgesamt aufbringt). Pleck (1993) hat darauf aufmerksam gemacht, dass in den meisten Studien zu väterlicher Partizipation übersehen wurde, neben formellen auch informelle Beiträge der Väter zu erfassen. So nehmen zwar nur wenige Väter nach der Geburt des Kindes Erziehungsurlaub in Anspruch, etliche von ihnen nehmen jedoch für einige Tage unbezahlten Urlaub, manche werden sogar „krank“, und andere wiederum treffen mit ihren Vorgesetzten besondere Regelungen, die ihnen eine Partizipation unmittelbar nach der Geburt des Kindes erlauben. Beiträge dieser Art werden gewöhnlich nicht erfasst. Was speziell die Beteiligung des Vaters an kindbezogenen Aktivitäten betrifft, ist die Unterscheidung zwischen Versorgungs- und Spielaktivitäten erforderlich. Es wäre ferner interessant zu wissen, ob die Vater-Kind-Interaktion in einem triadischen (d.h. in Anwesenheit der Mutter) oder im dyadischen Kontext stattfindet. Ferner sollte die Datengewinnung nicht auf Angaben der Mütter bzw. der Väter allein beruhen, sondern auf Angaben beider Eltern, und vor allem mittels direkter Beobachtung der Vater-Kind-Beziehung erfolgen. Soweit Studien dieser Art vorliegen, konzentrieren sie sich zudem weitgehend auf Kleinkinder; über Studien zur Partizipation von Vätern bei Kindern im Schulalter (Biller/Kimpton 1997; Lewis 1997) bzw. in der Pubertät (Brody et al. 1994; Hosley/Montemayor 1997) ist vergleichsweise wenig bekannt. Schließlich fehlt bislang ein valides Instrument zur Erfassung der Dimen-

sionen väterlicher Beteiligung sowohl an haushalts- als auch an kindbezogenen Aktivitäten. Vorhandene Untersuchungsmethoden sind nicht frei von geschlechtsspezifischem Bias. Es wird demnach ein erweitertes Konzept väterlicher Partizipation benötigt, das alle Aufgaben sowohl innerhalb als auch außerhalb des Familiensystems umfasst, die man unter elterlicher Beteiligung verstehen kann.

Theoriegeleitete Kritik am bisherigen Forschungsstand kam aus unterschiedlichen Perspektiven: Während Mikrostrukturalisten wie Risman und Schwartz (1989) der Ansicht sind, dass eine Gleichstellung von Mann und Frau im Haushalt am ehesten dann zu erreichen sei, wenn sich der Tagesablauf von Männern und Frauen stärker annähern würde, interessieren sich Vertreter eines interaktionistischen Ansatzes (Berk 1985; Fassinger 1994; Hochschild 1989a; West/Zimmermann 1987) vorwiegend für die Strategien, die Männer und Frauen bei der Aufteilung von Haushaltsaufgaben anwenden. Fassinger (1994) behauptet, dass das Geschlecht nicht als Rolle oder Eigenschaft angesehen werden dürfe, sondern als etwas, das täglich in menschlichen Interaktionen entstehe. Auf diese Weise bilden sich auch Relationen von Dominanz und Unterwerfung, wenn beide Partner Hausarbeit verrichten. Entscheidend in einem interaktionistischen Ansatz sind jedoch die Fragen, wer sich für die Hausarbeit verantwortlich fühlt, wer die Standards setzt und wer sie kontrolliert, d.h., wie Aufgabenteilung von Müttern und Vätern konzeptualisiert wird. So fand Hochschild (1989a), dass die Standards von derjenigen Person gesetzt werden, die die Hauptverantwortung für den Haushalt trägt. Wenn Männer strenge Anforderungen an die Haushaltsführung stellen, behalten sie aber auch die Kontrolle über die Arbeit ihrer Frau. In unterschiedlichen Familiensettings etablieren sich offensichtlich verschiedene Modelle. So konnte z.B. bei allein erziehenden Müttern beobachtet werden, dass sie die Haushaltsführung häufiger als ihre eigene Pflicht ansahen. Mütter fühlten sich für die Tätigkeiten, die sie den Kindern übertragen hatten, weiterhin verantwortlich und investierten mehr emotionale und mentale Energie in die Hausarbeit. Allein erziehende Väter hingegen konzeptualisierten die Hausarbeit häufiger als gesamtfamiliale Verantwortung. Sie delegierten mehr Arbeit an die Kinder, setzten niedrigere Standards als die Mütter fest und kontrollierten weniger. Diese Unterschiede zwischen Müttern und Vätern bestimmten das Ausmaß an Zeit mit, über die sie frei verfügen können. Es zeigte sich aber auch, dass Väter, die vor der Scheidung stark an familialen Aufgaben beteiligt waren, nach der Scheidung ein geringeres Ausmaß an Hausarbeit auf die Kinder delegierten als unbeteiligte Väter. Letztere waren es vor allem, die die Verantwortung für den Haushalt gesamtfamilial auslegten und bereit waren, die Standards ohne den Einfluss von außen niedriger als bei allein erziehenden Frauen zu setzen und weniger Kontrolle über die delegierten Aufgaben auszuüben (Burden 1986; Fthenakis/Oberndorfer 1992).

Zur Erklärung für das unterschiedliche Ausmaß väterlicher Partizipation in Haushalt und Familie werden bislang in der Literatur im Wesentlichen folgende theoretische Positionen vertreten:

- Die *New Home Economics Theory* (Becker 1991) besagt, dass der Partner mit dem höheren Einkommen mehr Zeit für bezahlte Arbeit aufwendet als der andere Partner. Eine solche zwischen den Partnern ausgehandelte Strategie führt zu ei-

- ner Maximierung des Haushaltseinkommens. Da das Einkommen von Frauen in der Regel geringer ist als das von Männern, erklärt sich auf diese Weise, warum Männer weniger Zeit für den Haushalt aufbringen als Frauen. Die Theorie besagt ferner, dass mit zunehmendem Einkommen der Frau ihre Partizipation an Haushaltsaufgaben gleichfalls abnimmt. Diese theoretische Position kann als empirisch bestätigt angesehen werden (Kamo 1988; Ross 1987; nicht jedoch bei Co-verman 1985).
- Der *Zeitbudget-Ansatz* nimmt eine direkte Beziehung zwischen außerfamilialen Belastungen von Frauen und Männern einerseits und der Wahrnehmung von Aufgaben in der Familie andererseits an. Diesem Ansatz zufolge ist eine stärkere Mithilfe des Mannes dann zu erwarten, wenn die Frau beruflich mehr und der Mann weniger belastet ist, und wenn seine Arbeitszeit vermehrt disponibel ist (gleitende Arbeitszeit, frei wählbare Arbeitszeit, Teilzeitarbeit, Arbeit zu Hause). Außerdem beteiligt er sich dann mehr, wenn tatsächlich mehr Arbeit anfällt (Kinderzahl, Wohnungsgröße) und sich dieser Aufwand nicht mit Strategien wie niedrigeren Standards (einfaches Essen, weniger Aktivitäten mit Kindern) reduzieren lässt.
 - Vom *austausch- bzw. ressourcentheoretischen Standpunkt* aus wird die Aufteilung von Haushaltsaufgaben als das Ergebnis der Verfügbarkeit von Ressourcen wie Ausbildung, Einkommen etc. betrachtet. Je mehr Ressourcen ein Partner hat, desto geringer fällt sein Beitrag im Haushalt aus. Man geht von der Annahme aus, dass die Partner nicht gerne Hausarbeit leisten, und behauptet, dass der Partner mit den größeren Ressourcen seine Macht für eine Minimierung seines Beitrags an der Hausarbeit einsetzen wird. Die Vorhersagen und die empirische Fundierung dieser Theorie fallen ähnlich wie bei der New Home Economics Theory aus (Blair/Lichter 1991; Ferree 1991; Kamo 1988).
 - Eine *rollentheoretische* Betrachtung sieht in der geschlechtsspezifischen Rollendefinition den Schlüssel für das Verständnis von Aufgabenteilung in der Familie. Traditionelles Rollenverständnis führt zu einer traditionellen Rollenteilung zwischen den Partnern. Je egalitärer die Geschlechtsrollen definiert werden, desto mehr weicht das Muster der Aufgabenteilung von traditionellen Modellen ab. Bestätigung findet diese Theorie in den Arbeiten von Greenstein (1996), Hiller und Philliber (1986), Kamo (1988), Perry-Jenkins und Crouter (1990), Presser (1994), Strümpel et al. (1988) sowie van der Lippe und Siegers (1994). Sie kommen zu dem Ergebnis, dass Männer mit einem egalitären Rollenverständnis stärker zur Übernahme von Haushaltsaufgaben tendieren als Männer mit einer traditionellen Auffassung. Nicht bestätigt wurde dieser Zusammenhang von Co-verman (1985) und von Crouter et al. (1987), oder es wurde eine Bestätigung nur in Teilbereichen gefunden (Blair/Johnson 1992; Coltrane/Ishii-Kuntz 1992).
 - Der *familienzyklische Ansatz* nimmt an, dass Anforderungen und Beziehungsmuster sich mit der Entwicklung der Familie ändern und damit auch der Einsatz von Müttern und Vätern in Haushalt und Betreuung bzw. Erziehung der Kinder variiert. Eine solche Betrachtung erklärt beispielsweise, warum in bestimmten Phasen der Familienentwicklung – z.B. nach der Geburt des ersten (und noch mehr nach der Geburt des zweiten) Kindes – eine unterschiedliche väterliche Partizipation zu beobachten ist.

Eine bislang hier wenig reflektierte Fragestellung betrifft die Konsequenzen, die eine Veränderung traditioneller Muster infolge einer vermehrten Beteiligung des Mannes für das familiäre System mit sich bringt. Zwar haben Befunde aus Untersuchungen an nicht traditionell organisierten Familien Veränderungen in der Ehepartnerbeziehung in Richtung stärkere Demokratisierung und Partnerschaftlichkeit dokumentiert, andererseits weisen Cowan und Cowan (1987) darauf hin, dass manche Frauen die vermehrte Beteiligung der Männer im Haushalt und der Väter bei der Kindererziehung als „Einbruch in ihre Domäne“ ansehen, der sie vielleicht genauso kritisch gegenüberstehen, wie manche Männer im Erwerbsleben den Eintritt von Frauen in „typische Männerberufe“ erfahren. So gibt es Spannungen, wenn Frauen die Hausarbeit der Männer kontrollieren und kritisieren oder die Verantwortung nicht aus der Hand geben (Radin/Russell 1983; Russell 1987). Schließlich neigen umgekehrt auch Männer, wenn sie stärker beteiligt sind, dazu, die Zeiteinteilung der Frauen und ihren Umgang mit Kindern stärker zu kritisieren (Busch/Hess-Diebäcker/Stein-Hilbers 1988). Greenstein (1996) bemerkt hierzu, dass Studien, die das absolute Maß (Anzahl der Stunden) von Hausarbeit erfassen, dazu tendieren, Zusammenhänge dieser Art zu negieren, während Studien, die das relative Ausmaß an Partizipation als abhängige Variable definieren, diese befürworten. Er kritisiert ferner, dass die meisten Studien mit Ausnahme von Hochschild (1989a, b) die interaktiven Effekte von Geschlechtsideologien vernachlässigt haben. In seiner eigenen Arbeit konnte Greenstein zeigen, dass ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Geschlechtsrollen-Ideologie des Mannes auf der einen Seite und dem Ausmaß seiner Partizipation im Haushalt auf der anderen Seite nur dann vorliegt, wenn er eine Frau mit egalitärem Rollenverständnis geheiratet hat. Eine Korrelation wurde hingegen nicht bestätigt, wenn der Mann eine Frau mit traditionellem Rollenverständnis geheiratet hatte. Den größten Anteil an Hausarbeit leisteten Männer mit sehr niedrigem Wert bezüglich traditionellem Rollenverständnis, die mit einer Frau verheiratet sind, die auch ihrerseits einen niedrigen Wert in dieser Dimension aufweist.

Das Vaterschaftskonzept

Es überrascht, dass in der Forschung der Frage nach einer Konzeptualisierung von Vaterschaft (wie auch von Mutterschaft) bislang nicht die Bedeutung eingeräumt wurde, die sie verdient. Erst seit Beginn der 90er Jahre begann man, sich stärker für das Vaterschaftskonzept zu interessieren. Bis zu diesem Zeitpunkt lagen auch wenige Ansätze vor, die den Versuch unternahmen, väterliches Verhalten zu konkretisieren (vgl. die irische Studie von Nugent 1991 sowie die Arbeiten aus der Penn-State University von Crouter/Crowley 1990; Crouter et al. 1987; Jain/Belsky/Crnic 1996; Volling/Belsky 1991). Eine Konzeptualisierung von Vaterschaft erfolgte Mitte der 50er Jahre auf der Grundlage der von Parsons und Bales (1955) vorgenommenen Aufteilung nach instrumentellen bzw. expressiven Funktionen der Elternrolle, wobei den Vätern die instrumentelle Funktion zugeschrieben wurde. Dieses Konzept des „Ernährers“ (Breadwinner) blieb bis Mitte der 70er Jahre unangefochten. Die wirtschaftliche Rezession um diese Zeit zwang viele Männer infolge

zunehmender Arbeitslosigkeit, expressive Funktionen in der Familie zu übernehmen, während parallel dazu und als Folge zunehmender Erwerbstätigkeit von Frauen Letztere instrumentelle Funktionen übernahmen. Entwicklungen dieser Art haben die Diskussion um die Angemessenheit der Konzeptualisierung elterlicher Rollen stimuliert. Man begann auch in der Forschung, sich für die expressiven Aspekte der Vaterrolle zu interessieren (Lamb 1976). Es dauerte jedoch ein Jahrzehnt, bis die ersten Konzepte von Vaterschaft in der Literatur vorgelegt wurden (Belsky 1984; Lamb 1987).

Lamb (1987) hat eine Typologie väterlichen Engagements entwickelt, in der zwischen drei verschiedenen Dimensionen unterschieden wird:

1. „Interaktion“ bzw. „Engagement“, d.h. die Zeit, die ein Vater mit seinem Kind in direkter Interaktion verbringt,
2. „Verfügbarkeit“, d.h. die Zeit für kindbezogene Aufgaben im Haushalt, die der Vater aufwendet, oder wenn er sich in der Nähe zu seinem Kind aufhält, und
3. „Verantwortlichkeit“, d.h. das Ausmaß, in dem der Vater Verantwortung für Aufgaben wie Babysitting, Arztbesuch, die Bereitstellung von Arrangements für die Kinderbetreuung u.Ä. übernimmt.

Ein komplexeres Modell für Elternschaft stammt von Belsky (1984). Diesem Modell zufolge wird Vaterschaft bestimmt durch

1. Charakteristika des Vaters (Persönlichkeitscharakteristika, Erziehungseinstellungen und -praktiken etc.),
2. Merkmale des Kindes (etwa kindliches Temperament) und
3. kontextuelle Faktoren (wie z.B. Stress, verfügbare Unterstützung u.Ä.).

So konnten z.B. Volling und Belsky (1992) nachweisen, dass Väter mit starkem Selbstwertgefühl und Empathie für die Gefühle anderer positiver und sensitiver mit ihren drei Monate alten Kindern interagierten als andere Väter. Woodworth, Belsky und Crnic (1996) weisen auf die Bedeutung individueller Charakteristika des Vaters für das Verständnis sowohl der Quantität als auch der Qualität seiner Partizipation hin. Als Charakteristika des Kindes werden in der Forschung häufig das Geschlecht und das Alter des Kindes genannt. Lamb (1981) hat auf das stärkere Engagement des Vaters Söhnen gegenüber hingewiesen. Ferner interagieren Väter eher mit älteren als mit jüngeren Kindern. Schließlich wird das Temperament des Kindes als Determinante väterlicher Beteiligung angeführt (Woodworth/Belsky/Crnic 1996). Unter kontextuellen Faktoren versteht Belsky die Qualität der Partnerbeziehung, die Beziehungen zum sozialen Netz und Faktoren aus der Arbeitswelt.

Das erweiterte Vaterschaftskonzept

Seit etwa vier Jahren wird erneut über die Angemessenheit vorliegender Vaterschaftskonzepte diskutiert (Amato/Booth 1997; Booth/Crouter 1997; Hawkins/Dollahite 1997). Diesbezügliche Beiträge fokussieren auf eine „Kultur von Vater-

schaft“ (LaRossa 1988). Sie bemerken kritisch, dass vorliegende Konzeptualisierungsversuche Beiträge der Väter in der Familie nicht berücksichtigen. Sie führen ein erweitertes Vaterschaftskonzept in die Diskussion ein, indem sie eine ausschließliche Definition von Vätern als „Ernährern“ zurückweisen bzw. dies als Teil eines erweiterten Vaterschaftskonzeptes betrachten und expressive Aspekte väterlicher Beteiligung einbeziehen. Blankenhorn (1995) spricht in diesem Zusammenhang von einem „New Fathers Paradigm“. Generell lässt sich innerhalb der Vaterforschung eine kritische Auseinandersetzung mit der klassischen Vaterdefinition beobachten (Christiansen/Palkovitz 1997; Cohen 1993; Cohen/Dolgin/Gaze 1997; Palkovitz/Christiansen/Dunn 1998). Christiansen und Palkovitz (1997) betrachten die Ernährer-Funktion des Vaters als Teil eines erweiterten Konzepts väterlichen Engagements in der Familie, und sie führen fünf Gründe dafür an, warum dies bislang anders bewertet wurde:

1. Die unreflektierte Annahme, dass Väter für andere sorgen sollten,
2. die nicht sichtbare Gestalt von Fürsorge,
3. negative Konnotationen der traditionellen Versorgerrolle,
4. die Tatsache, dass zunehmend weniger Väter allein die Versorgerrolle übernehmen, und schließlich
5. eine unzureichende Konzeptualisierung von Fürsorge.

Die Autoren kritisieren, dass Fürsorge als eine Form väterlichen Engagements für die Familie in der gegenwärtigen Literatur zur Vaterschaft nicht genügend erforscht oder anerkannt ist. Die Wertschätzung der Versorgerrolle des Vaters könnte Vätern eine emotionale Grundlage geben, von der aus sie sich auf andere Weise in der Familie engagieren können. Expressive und affektive Bereiche können nicht von väterlichem Engagement getrennt werden, welches sich nicht in direkter Weise ausdrückt. Die ausschließliche Konzentration auf ausgewählte Bereiche väterlichen Engagements (wie z.B. den Pflegebereich) verdeckt andere Formen, in denen Väter engagiert sind und für ihre Familien sorgen. Wenn nicht der gesamte Kontext väterlichen Engagements berücksichtigt wird, wird die Bedeutung von Engagement in spezifischen Bereichen geschmälert. Nur unter Berücksichtigung aller Bereiche, in denen sich Väter engagieren, kann das Verständnis für die Bedeutung und Konsequenzen väterlicher Beteiligung für Väter und ihre Familien vertieft werden.

Wie Hawkins und Palkovitz (1997) zutreffend bemerken, sind Zeit und Direktheit in der Interaktion mit dem Kind, die in den bisherigen Studien als Kriterien väterlicher Partizipation dominierten, nicht die einzig wichtigen Dimensionen väterlichen Engagements. Auch die einfache Addition von Aktivitätsbereichen erweist sich als wenig effektiv. Demnach stellen zeitliches Ausmaß und Umfang direkt beobachtbarer väterlicher Beteiligung keine hinreichenden Bedingungen für eine differenzierte und integrierte Konzeptualisierung von Vaterschaft dar. Seit der Mitte der 90er Jahre versuchen deshalb etliche Wissenschaftler/innen, bisherige konzeptuelle Grenzen zu überwinden und Vaterschaft in einer differenzierteren und umfassenderen Weise als bisher zu definieren (Amato 1997; Amato/Booth 1997; Bruce/Fox 1997; Daly/Dienhart 1997; Doherty/Kouneski/Erikson 1996; Dollahite 1997; Dollahite/Hawkins/Brotherson 1997; Hawkins/Palkovitz 1997; LaRossa

1997; Palkovitz 1996a, b, 1997; Snarey 1993). Diese Autor/innen konzeptualisieren Vaterschaft in einem breiteren Kontext als bisher, indem sie sich nicht nur für direkte und kurzfristige, sondern auch für indirekte Effekte väterlicher Partizipation sowie für mittel- und langfristige Auswirkungen von Vaterschaft interessieren. Ferner betonen sie psychologische und ethische Aspekte und berücksichtigen stärker als bisher die kontextuellen Rahmenbedingungen, unter denen Vaterschaft praktiziert wird.

Es ist das Verdienst von Snarey (1993), nicht nur eine vier Jahrzehnte umfassende Studie zur väterlichen Sorge für die nächste Generation vorgelegt, sondern auch mit Bezug auf Erikson (1963) das Konzept der Generativität in den Vordergrund gestellt zu haben. Diesem Konzept zufolge erscheint Vaterschaft als komplexer, lang andauernder und entwicklungsbezogener Prozess, welcher intergenerationale Aspekte der Entwicklung von Männern sowie die Entwicklung des Kindes und dessen Wohlergehen integriert. Väterliche Fürsorge stellt in ihren vielfältigen Erscheinungsformen eine zentrale Komponente väterlichen Verhaltens dar, die sich entwickelt, wenn sich Väter im Leben ihrer Kinder engagieren.

Dollahite, Hawkins und Brotherson (1997) verstehen unter generativer Vaterschaft väterliches Verhalten, das die Bedürfnisse von Kindern dahingehend erfüllt, dass Väter bestrebt sind, eine sich entwickelnde normative Beziehung mit ihnen zu stiften und aufrechtzuerhalten. Ein solches Konzept bietet, diesen Autoren zufolge, einen konstruktiven Ausgangspunkt für ein umfassenderes Modell responsiver Vaterschaft. Dollahite, Hawkins und Brotherson präsentieren eine konzeptuelle Ethik von generativer Vaterschaft. Damit zielen sie nicht auf die Beschreibung oder Gestaltung der Realität von Vaterschaft ab, sondern darauf, was mögliche und wünschenswerte Vaterschaft sei. In Anlehnung an Snareys (1993) Auffassung, die Beziehung zwischen Eltern und Kindern sei eine moralische Herausforderung, und in Parallele zu LaRossas (1988) Unterscheidung zwischen Kultur und Verhalten vertreten diese Autoren den Standpunkt, dass generative Vaterschaft als Fürsorge für die nächste Generation entlang einer ethisch begründeten Beziehung zwischen Eltern und Kindern organisiert wird. Konzeptuelle Ethik repräsentiert allerdings ein Ideal dessen, was Vaterschaft sein kann und sein sollte, aber nicht immer ist.

Im Gegensatz zu vielen Sozialwissenschaftlern führen Dollahite, Hawkins und Brotherson anstelle der kulturell determinierten Vaterrolle den Begriff Vaterarbeit ein und verweisen auf folgende Vorteile: Er verknüpft die Konzepte von Familie und Arbeit für Väter wie für Mütter miteinander und stellt Vaterschaft in einen für Männer vertrauten Kontext. In diesem Sinne umfasst das Konzept von Vaterarbeit bezahlte Tätigkeiten und unbezahlte häusliche Arbeit gleichermaßen. Zwischen beruflicher und häuslicher Arbeit bestehen sowohl Unterschiede als auch Übereinstimmungen. Beide Formen der Arbeit unterscheiden sich, da berufliche Arbeit produkt-, Vaterarbeit hingegen personorientiert ist; berufliche Arbeit ist in der Regel örtlich und zeitlich begrenzt, während Vaterarbeit davon unabhängig konzeptualisiert wird. Berufliche Arbeit stellt eine ökonomische (Geld verdienen), Vaterarbeit hingegen eine ethische Aktivität dar (Fürsorge für die Familienmitglieder). Übereinstimmung zwischen beiden Formen besteht darin, dass beide Aktivitäten etwas darstellen, was Väter tun müssen und was die meisten Väter auch tatsächlich übernehmen; beide sind beschwerlich, ehrenwert, erschöpfend und beide erfordern akti-

ve, bewusste, kreative und adaptive Anstrengung. Ein weiterer Vorteil des Begriffs Vaterarbeit ist in den hilfreichen transformativen Bildern zu sehen, welche mit diesem Begriff im Vergleich zur Perspektive der Rollenunangemessenheit verknüpft sind. Eine Rolle stellt ein passives, austauschbares Bild dar. Die Metapher „Rolle“ hat zudem die Schwäche, gleichermaßen deterministisch (Väter tun einfach, was ihre Rolle von ihnen fordert) und relativistisch zu sein (gute Vaterschaft ist ausschließlich durch die Veränderung sozialer Normen und nicht durch die gleich bleibenden Bedürfnisse der Kinder begründet).

Aufbauend auf diesen Überlegungen legen Dollahite, Hawkins und Brotherson zunächst ein vier-, später ein siebendimensionales Vaterschaftskonzept vor, das folgende Formen von Vaterarbeit umfasst:

1. ethische Arbeit: kontinuierliche Verpflichtung der Väter, alles für ihre Kinder zu tun, was deren Gesundheit und Wohlergehen sichert.
2. Verwalterarbeit: Ausgehend von der eingeschränkten Verfügbarkeit materieller und zeitlicher Ressourcen sehen die Autoren in der Produktion und Verwaltung der für das Wohlergehen der Familie notwendigen (in der Regel) knappen Ressourcen durch den Vater eine weitere Aufgabe generativer Vaterarbeit.
3. entwicklungsbezogene Arbeit: Vaterschaft wird als komplex und dynamisch betrachtet. Dies impliziert, dass Väter die Prinzipien zur Förderung positiver Veränderung lernen, an der Entwicklung des Kindes teilnehmen und sich kompetent und kreativ an sich verändernde Rahmenbedingungen anpassen.
4. Beziehungsarbeit: Vaterschaft findet in einem komplexen, dynamischen, einflussreichen Netz von Beziehungen statt, welche elterliche, eheliche, Geschwister- und intergenerationale Beziehungen einschließt. Väter müssen gute Beziehungen zu ihren Kindern und mit den Personen, die für die Entwicklung und das Wohlergehen ihrer Kinder relevant sind, entwickeln und aufrechterhalten sowie die Beziehung der Kinder zu diesen Personen fördern.
5. Erholungsarbeit: Kooperation und Herausforderung in Reaktion auf die kindlichen Bedürfnisse nach Entspannung.
6. spirituelle Arbeit: die Stärkung und Beratung in Hinblick auf die kindlichen Bedürfnisse nach Ermutigung und Bedeutungsfindung.
7. Ratgeberarbeit: Beratung und Beteiligung in Reaktion auf die kindlichen Bedürfnisse nach Wissen und Unterstützung.

Die Arbeit von Doherty, Kounseki und Erikson (1996) zu verantwortlicher Vaterschaft beleuchtet gleichfalls die ethische Natur väterlichen Engagements und einige grundlegende Möglichkeiten, wie Väter sich bei ihren Kindern engagieren. Unter Bezugnahme auf die Arbeit von Levine und Pitt (1995) ist das Konzept verantwortlichen väterlichen Engagements so definiert, dass es die Begründung von Vaterschaft beim Eintritt der Schwangerschaft, die Teilnahme an der finanziellen Unterstützung für das Kind mit Beginn der Schwangerschaft sowie die gemeinsame Teilnahme mit der Mutter an der kontinuierlichen emotionalen und physischen Betreuung des Kindes einschließt. Doherty, Kounseki und Erikson betonen ferner, dass ein Schlüsselement väterlichen Engagements die Begründung einer tragfähigen Elternbeziehung ist, auch wenn die Eltern nicht verheiratet sind. Sie folgern, dass

einige der kritischen Dimensionen väterlichen Engagements auf indirekte Weise wirksam sind und daher auf ökologisch valide Weise in die Untersuchung einbezogen werden müssen.

Beiträge zu väterlichem Engagement aus der Perspektive der Identitätstheorie heben die Bedeutung der Berücksichtigung psychologischer und emotionaler Dimensionen väterlichen Engagements hervor (Ihinger-Tallman/Pasley/Buehler 1993; Minton/Pasley 1996). Identitätstheoretische Beiträge lenken die Aufmerksamkeit auf die Einstellungen eines Mannes bezüglich angemessenen elterlichen Verhaltens, die psychologische Bedeutung dieser Konzeption oder Identität und das Ausmaß an Verpflichtung gegenüber dieser Identität. Wenn Männer über ihr Engagement als Vater berichten, konzentrieren sie sich möglicherweise gleichermaßen oder mehr auf diese Dimensionen als auf direkt beobachtbare Interaktion. Die von Palkovitz (1984) durchgeführte Studie bestätigte auch, dass Männer väterliches Engagement als multidimensional und kontextuell beeinflusst ansehen, was eine Vielzahl indirekter oder weniger beobachtbarer Komponenten umfasst.

Bruce und Fox (1997) haben vier grundlegende Komponenten väterlichen Engagements vorgestellt, die sie aus der Durchsicht von 150 Studien zur Vaterschaft aus den Jahren 1986 bis 1996 und aus Interviews mit Vätern aus der Arbeiterklasse ableiteten. Die Komponenten sind:

1. Betreuungsfunktionen: Aufgaben in Verbindung mit der Sicherstellung der unmittelbaren physischen Bedürfnisse des Kindes, z.B. Überwachung oder Hilfe beim Baden, Anziehen, Füttern, Vorbereitung für Bettgehen, Fürsorge im Krankheitsfall etc.
2. sozial-emotionale Funktionen: Aufgaben in Verbindung mit Kameradschaft und Fürsorge, z.B. direkte soziale Interaktion, Erholungsaktivitäten, Diskussion und Unterhaltung, Gewährung verbaler und physischer Zuwendung, von Trost, Lob und Ermutigung.
3. instruktive Funktionen: Aufgaben in Verbindung mit der Vermittlung von spezifischen Fertigkeiten an das Kind sowie moralische oder religiöse Führung, z.B. Überwachung und Hilfe bei den Hausaufgaben, Disziplinierung, Bereitstellung intellektueller Stimulation, religiöse und moralische Unterweisung etc.
4. exekutive Funktionen: Aufgaben in Verbindung mit der Führerrolle im Elternverhalten, welche in engem Bezug zu Lambs (1987) Verantwortlichkeitsfunktion steht, z.B. Entscheidungsfindung, Überwachung und Kontrolle, Festlegen von Regeln, Organisation des Haushaltes und Planung von Aktivitäten.

Bruce und Fox fanden, dass 24 der erfassten 150 Studien sich direkt auf väterliches Engagement konzentrierten, dass jedoch nur eine (Deutsch/Lozy/Saxon 1993) alle vier Dimensionen in gewisser Weise berücksichtigte. Die übrigen Studien waren in ausgeglichener Weise aufgeteilt zwischen einem Fokus auf den stärker „traditionell männlichen“ Aspekt von Engagement (exekutive und instruktive Funktionen sowie einzelne Elemente sozial-emotionaler Funktionen) und den stärker „traditionell weiblichen“ Aspekten (Betreuung und sozio-emotionale Funktionen). Des Weiteren wurde die Auswirkung des sozioökonomischen Status auf väterliches Engagement bei weißen und afroamerikanischen Vätern niedriger Einkommensklassen überprüft.

Es zeigte sich, dass die Verfügbarkeit umfassender materieller Ressourcen, insbesondere bei schwarzen Vätern, das Ausmaß beeinflusst, in dem sich ein Vater bei seinem Kind in speziellen Dimensionen engagiert. Zudem zeigte sich, dass der Einfluss des Einkommens auf diese Verhaltensweisen mit dem väterlichen Bildungsniveau variiert, wobei ein höheres Einkommen die Ausübung der Vaterrolle behindern wie auch erleichtern kann.

Palkovitz (1997) hat mit einer Reihe von Mythen und Vorurteilen aufgeräumt, die in Zusammenhang mit väterlichem Engagement stehen. Seiner Auffassung nach liegen folgende allgemeine Missverständnisse bezüglich elterlichen Engagements vor:

- Mehr Engagement ist besser. Die Annahme kann als Ergebnis von Defizitmodellen angesehen werden. Sie findet jedoch ihre Begrenzung darin, dass Eltern mit Defiziten in ihrem Erziehungsverhalten oder mit exzessivem Engagement (z.B. Verstrickung) kindliches Verhalten beeinträchtigen können.
- Engagement erfordert Nähe. Elterliches Engagement erfolgt auch durch nicht beobachtbare Aktivitäten (z.B. Gedanken, Gefühle und Sorgen) und solche, die in Distanz zum jeweiligen Familienmitglied durchgeführt werden (z.B. Einkaufen von Geschenken, Behördengänge, Erledigung der Wäsche etc.).
- Engagement lässt sich immer beobachten bzw. quantitativ erfassen. Dies trifft für viele Formen elterlichen Engagements nicht zu, wie z.B. bei vermehrter kognitiver und affektiver Aktivität der Eltern.
- Das Niveau elterlichen Engagements ist statisch und lässt deshalb Vorhersagen für die Gegenwart und die Zukunft zu. Es ist eher davon auszugehen, dass elterliches Engagement in Abhängigkeit vom Entwicklungsstand von Eltern und Kindern bzw. vom beruflichen Engagement variiert.
- Die Muster elterlichen Engagements sind unabhängig von Kultur, Subkultur und sozialer Schicht gleich. Es liegt jedoch empirische Evidenz dafür vor, wonach Väter ihre „Kultur von Vaterschaft“ (LaRossa 1988) in Zusammenhang mit den in ihrer Kultur und Ethnie vorhandenen Normen konzeptualisieren.
- Frauen sind bei ihren Kindern stärker engagiert als Männer. Aus der Perspektive generativer Elternschaft muss man zugeben, dass wir wenig über den relativen Anteil des generellen Engagements von Männern und Frauen in der Elternschaft wissen. Wir wissen lediglich, dass die Geschlechter unterschiedlich in verschiedenen Aspekten und in variierendem Umfang in der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder involviert sind.

Aufbauend auf eigenen Erfahrungen, qualitativen Daten und Beobachtungen in Verbindung mit einer Inhaltsanalyse hat Palkovitz (1997) ein Modell elterlichen Engagements vorgelegt, das folgende 15 zentrale Kategorien elterlichen Engagements beinhaltet, die sich weder gegenseitig ausschließen noch das Modell von elterlichem Engagement erschöpfend beschreiben: Kommunikation, Unterweisung, Überwachung, gedankliche Prozesse, Dienstleistungen, Versorgung, kindbezogene häusliche Tätigkeiten, gemeinsame Interessen, Verfügbarkeit, Planungen, gemeinsame Aktivitäten, Fürsorge, Zuwendung, Schutz und emotionale Unterstützung. Charakteristisch für dieses Modell ist es, dass viele Verhaltensweisen erfasst wer-

den, die typischerweise nicht in den Bereich elterlichen Engagements fallen bzw. vom jeweiligen Elternteil viel Zeit, Gefühle, Energie etc. abverlangen oder Direktheit in der Interaktion mit dem Kind voraussetzen würden. Palkovitz differenziert zwischen kognitivem, affektivem und verhaltensbezogenem Bereich elterlichen Engagements und kritisiert, dass in der bisherigen Literatur in der Regel lediglich verhaltensbezogene Komponenten erfasst würden. In einer eigenen Studie konnte Palkovitz (1984) zeigen, dass ein großer Teil des Bewusstseins, der Planung, der Bewertung und der täglichen Erfahrungen der von ihm befragten Väter durch Gedanken über ihre Kinder beeinflusst war. Väter waren aber auch affektiv bei ihren Kindern engagiert. Eine Vielzahl emotionaler Erfahrungen, Ausdrucksweisen und Zwänge wurde durch die An- oder Abwesenheit sowie Verhalten und Affekte der Kinder determiniert. Auch Verhaltensweisen, die elterliches Engagement repräsentieren, hatten kognitive und affektive Begleiterscheinungen, und zwischen den drei Bereichen fanden kontinuierlich Wechselwirkungen statt.

Diesem Modell zufolge ist elterliches Verhalten nicht dichotom. Eltern können nach Palkovitz zu verschiedenen Punkten ihrer Elternkarriere in einer Vielzahl von Aspekten und Rollen in unterschiedlichem Ausmaß engagiert sein. Nach ihm lassen sich verschiedene Dimensionen elterlichen Engagements als eine Reihe von Kontinua konzeptualisieren, welche von Nicht-Engagement über niedriges und mittleres bis zu hohem Engagement reichen. Elternverhalten kann darüber hinaus durch eine Reihe gleichzeitig auftretender Kontinua beeinflusst werden. Angemessenheit und Beobachtbarkeit elterlichen Engagements repräsentieren zwei dieser Kontinua.

Eltern variieren zudem bezüglich des Ausmaßes, in dem sie sich in unterschiedlichen Bereichen von Elternschaft engagieren. Die Zeit und die Mühe, die in jeden Bereich der Kinderbetreuung investiert werden, können in schwacher Beziehung zu anderen Bereichen oder Mitteln des Engagements stehen oder davon völlig unberührt bleiben. So ist es relativ üblich, dass Väter sich stärker im Spiel mit ihren Kleinkindern engagieren und weniger Pflegeaufgaben als Mütter übernehmen. Der gleiche Vater kann jedoch in großem Umfang Planung für das kindliche Wohlergehen, Fürsorge, Überwachung etc. leisten.

Darüber hinaus kann eine weniger Zeit beanspruchende elterliche Aufgabe aus verschiedenen Gründen größere Bedeutsamkeit für den Elternteil haben. Manche elterlichen Aufgaben können auch als bedeutsam eingeschätzt werden, weil sie aversiv sind, und andere, weil sie vergnüglich sind. Von daher können sich die subjektiven Realitäten von Engagement deutlich von den offen sichtbaren unterscheiden.

Elterliches Engagement kann zudem in großer Nähe oder aus der Distanz stattfinden, direkt oder indirekt sein. So gibt es verschiedene Verhaltensweisen eines Elternteils, die das Familienklima und die Entwicklung von Eltern und Kindern direkt oder indirekt beeinflussen. Ein Beispiel indirekten Engagements wäre das Ableisten von Überstunden, um zusätzliche Vorteile für das Kind möglich zu machen. Einige Verhaltensweisen, die nicht direkt als Engagement beobachtbar sind, können zu einem späteren Zeitpunkt als Konsequenzen elterlicher Anteilnahme betrachtet werden.

Palkovitz (1997; vgl. Hawkins/Palkovitz 1997) identifiziert ferner eine Reihe von Bedingungen, die elterliches Engagement beeinflussen können. Wie bereits

erwähnt, kann elterliches Engagement in Abhängigkeit von einer Reihe von Rahmenbedingungen variieren: Entwicklungsstand von Eltern und Kindern, soziale und ökologische Faktoren, Erwerbstätigkeit und andere Lebensumstände. In früheren Forschungsarbeiten hatte Palkovitz gezeigt, dass der spezifische Kontext das Muster elterlichen Engagements stark beeinflusst (Palkovitz 1980, 1984). So gibt es Unterschiede bezüglich elterlicher Partizipation in Zeiten alleiniger versus gemeinsamer Verantwortlichkeit für Pflegetätigkeiten. Darüber hinaus sind unterschiedliche Formen und Ausmaße von Engagement in unterschiedlichen Settings oder Kontexten angemessen. Auch individuelle Unterschiede müssen hier berücksichtigt werden: So können sich bestimmte Formen des Ausdrucks elterlichen Engagements bei bestimmten Kindern weniger effektiv oder sogar schädlich auswirken. Eltern konstruieren zudem die Bedeutung und die Schwerpunkte ihrer Rolle in unterschiedlicher Weise. So konnte Palkovitz (1994) demonstrieren, dass die Prioritäten bei engagierten Vätern stark variieren. Individuelle Vorliebe, persönlicher Stil, Persönlichkeitseigenschaften, Expressivität, Prioritäten, Charakteristika des Kindes sowie der Wunsch von Eltern und Kindern nach Intimität beeinflussen das beobachtbare Ausmaß väterlichen Engagements. Individuen unterscheiden sich zudem in ihrer subjektiven Einschätzung, was unter bestimmten Umständen notwendig und angemessen ist. Sie variieren hinsichtlich ihrer Sensibilität und Fähigkeit, zwischenmenschliche Signale wahrzunehmen, was Auswirkungen auf die Beziehungen der Person zu anderen Personen hat.

Von einem anderen Standpunkt aus hat Amato (1997) auf die Notwendigkeit einer Neukonzeptualisierung von Vaterschaft hingewiesen. Er hat ein ressourcentheoretisches Vaterschaftskonzept vorgestellt, „das Pentagramm der Elternschaft“, in dem er prinzipiell zwischen drei Ebenen elterlicher Ressourcen unterscheidet: Eltern werden in diesem Modell (a) als Human-, (b) als Finanz- und (c) als Sozialkapital für ihre Kinder definiert. Unter Humankapital versteht Amato die Ausbildung und Beiträge der Eltern zur Förderung und Stimulation des Kindes, unter Finanzkapital deren Einkommen und insbesondere den Anteil an finanziellen Ressourcen, die sie für das Kind direkt aufwenden, und unter Sozialkapital die Qualität der Partner- und der Eltern-Kind-Beziehung. Dieses Modell nimmt an, dass die kindliche Entwicklung in Zusammenhang mit der Qualität des verfügbaren elterlichen Human-, Finanz- und Sozialkapitals steht. Ungeachtet historischer und kultureller Einflüsse geht das Modell ferner davon aus, dass Mütter und Väter grundsätzlich gleichermaßen in der Lage sind, ihren Kindern diese Ressourcen zur Verfügung zu stellen, wenn auch in der Realität von einer starken Variabilität ausgegangen wird. In Amatos „Pentagramm der Elternschaft“ bedingt die Ausbildung der Eltern das elterliche Einkommen und dieses die Qualität der Eltern-Kind- und der Partnerbeziehung. Letztere werden auch direkt durch die Ausbildung der Eltern beeinflusst.

In einem weiteren Analyseschritt interessierte sich Amato für den spezifischen Beitrag, den Väter und Mütter zur Entwicklung der Kinder leisten. Er testete sein Modell anhand von fünf abhängigen Variablen: (a) Qualität der Beziehung zu den eigenen Eltern, (b) Qualität der Beziehung zu den Freunden, (c) Lebenszufriedenheit, (d) psychologische Auffälligkeiten und (e) Selbstwertgefühl. Amato greift dabei auf Daten zurück, die im Rahmen der 1980 eingeleiteten Längsschnittstudie „The Study of Marital Instability Over the Life Course“ (Booth et al. 1993) an etwa

2.000 verheirateten Personen mit Kindern im Alter zwischen 7 und 19 Jahren erhoben wurden. Amato hat 12 Jahre später, im Jahre 1992, 384 junge Männer und Frauen, die 1980 noch bei ihren beiden Eltern gelebt hatten, erneut untersucht, also in einem Alter von nunmehr 19 bis 31 Jahren (Median = 23 Jahre). Er konnte nachweisen, dass väterliche Ressourcen zwölf Jahre nach der Erstbefragung weiterhin die Ausbildung sowie das Selbstwertgefühl beeinflussen, und dass mögliche psychologische Beeinträchtigungen der jungen Männer kausal mit dem väterlichen Beitrag zusammenhängen. Der mütterliche Einfluss auf die abhängigen Variablen „Qualität der Eltern-Kind-Beziehung“ und „Qualität der Beziehung zu den Freunden“ ist signifikant größer als der väterliche Einfluss. Beide Elternteile hatten einen gleichen Anteil an der Lebenszufriedenheit der Kinder.

Hawkins und Palkovitz (1997) setzen sich auch mit dem Einwand auseinander, väterliches Engagement impliziere im bisherigen wissenschaftlichen Verständnis zeitliche und direkt beobachtbare Interaktion zwischen Vätern und Kindern, und führen für ihre davon abweichende Auslegung eine Reihe konzeptueller Argumente zum erweiterten Verständnis von väterlichem Engagement an. Väterliches Engagement sollte, den Autoren zufolge, an Dinge gebunden werden, die Väter für ihre Kinder (direkt oder indirekt) tun, inklusive kognitiver (z.B. Planung), affektiver (z.B. Kontrolle von Ärger), sozialer (z.B. Vermittlung bei freundschaftlichen Beziehungen), ethischer (z.B. Demonstration von Altruismus), spiritueller (z.B. Erziehung zum Glauben), physischer (z.B. Betreuung) und instrumenteller (z.B. Reparieren des Fahrrads) Dimensionen.

Eine erweiterte Konzeptualisierung väterlichen Engagements ist nach Palkovitz (1997) aus einer Vielzahl von Gründen von Bedeutung: Sie erlaubt, den Beitrag von Vätern, die räumlich nicht mit ihren Kindern zusammenleben, angemessener zu bestimmen. Ein wachsender Anteil von Kindern und Vätern leben aufgrund hoher Scheidungsraten und einer großen Anzahl außerehelicher Geburten nicht im gleichen Haushalt (Blankenhorn 1995; Depner/Bray 1993; Popenoe 1996). Es gab kaum eine Zeit in den letzten Jahrhunderten, in der so viele Kinder von ihren Eltern (meist von ihren Vätern) getrennt wurden, wie in den letzten 20 Jahren. Möglicherweise ist dies für Hawkins und Palkovitz (1997) einer der Gründe, warum die Untersuchung von Vaterschaft so viel wissenschaftliches Interesse gefunden hat. Die Nachscheidungsphase zeigt auch in Deutschland (Fthenakis 1998), dass Väter in der Nachscheidungsphase den Kontakt zu ihren Kindern (zu 84%) aufrechterhalten und zu einem erheblichen Teil Betreuungsaufgaben für das Kind übernehmen (Mott 1990). Amato (1997) hat in seiner Literaturanalyse auf den indirekten Einfluss hingewiesen, den außerhalb lebende Väter auf ihre Kinder ausüben. Die Daten der Interviewstudie von Palkovitz (1996b) zeigen auch, dass solche Väter sich als engagiert im Leben ihrer Kinder wahrnehmen und einen qualitativ anderen Entwicklungsverlauf nehmen als Männer ohne Kinder. Auch fanden etliche Studien beim Kind eine starke psychologische Präsenz des außerhalb lebenden Elternteils (Kurdek/Berg 1987). Schließlich haben Studien über Väter im Teenageralter gezeigt, dass sie sich für ihre Kinder interessieren und Verantwortung übernehmen, und sie geben gewöhnlich an, dass sie sich größeres Engagement wünschen, als ihnen ermöglicht wird (Lerman/Ooms 1993; Rhoden/Robinson 1997). Pasley und Minton (1997) berichten, dass geschiedene Väter sich mit großen Hürden hinsicht-

lich eines kontinuierlichen Engagements im Alltagsleben ihrer Kinder konfrontiert sehen, aber viele arbeiten hart daran, diese zu überwinden.

Differenziertere und stärker integrierte Konzeptualisierungen väterlichen Engagements, welche über die zeitliche und direkt beobachtbare Interaktion hinausreichen, werden gebraucht, um die gelebten Erfahrungen eines großen Anteils von Vätern mit Kindern in der Gesellschaft von heute zu verstehen und um hilfreichere Wege zu finden, dass außerhalb lebende Väter in Beziehung mit ihren Kindern bleiben können und deren Entwicklung in positiver Weise fördern können. Derartige Konzeptualisierungen führen zudem dazu, die entwicklungsbezogenen Herausforderungen besser zu verstehen, mit denen sich diese Väter konfrontiert sehen.

Einen weiteren Zugang zur Konzeptualisierung von Vaterschaft eröffnen struktural-prozessuale Ansätze, wie sie derzeit von Cowan und Cowan (1992), Gottman, Katz und Hooven (1997) oder in Studien wie der LBS-Familien-Studie „Übergang zur Elternschaft“ von Fthenakis, Engfer, Kalicki u.a. bzw. der Interventionsstudie des Deutschen Familienverbandes „Wenn aus Partnern Eltern werden“ (Fthenakis/Eckert 1997) angewandt werden. Sie konzeptualisieren Vaterschaft innerhalb eines sich entwickelnden Familiensystems und fokussieren fast ausschließlich auf Transitionen im Familienentwicklungsprozess. Den theoretischen Rahmen hierzu bietet der „Family-Transitions“-Ansatz (Cowan/Cowan 1992; vgl. auch Werneck 1997; Wicki 1997). Die Aufgaben, die beim Übergang zur Vaterschaft zur Bewältigung anstehen, betreffen die individuelle, die familiäre und die kontextuelle Ebene. Als individuelle Veränderungen werden angesehen: die Neudefinition von Identität und Selbstwertgefühl des Vaters, die Veränderung seiner Lebensziele und die Bewältigung einer übergangsbedingten emotionalen Beunruhigung. Auf der familialen Ebene stehen neben einer Reorganisation des Rollenverhaltens Veränderungen in der Qualität der Partnerbeziehung, der Erwerb neuer Kompetenzen und die Regulation der emotional belasteten Partnerbeziehung als zu bewältigende Aufgaben an. Transitionen leiten Veränderungen ein, die über das enge Familiensystem hinausgreifen: Die Beziehungen zu den eigenen Eltern werden neu organisiert, und es erfolgt häufig eine tief greifende Veränderung des sozialen Netzes. In diesem Kontext gewinnen während der letzten Jahre Studien an Bedeutung, die Zusammenhänge zwischen der Qualität der Partner- und der Vater-Kind-Beziehung untersuchten. Eine Reihe von Studien konnte nämlich nachweisen, dass die Qualität der Partnerbeziehung die Qualität der Vater-Kind-Beziehung beeinflusst. Die Mutter-Kind-Beziehung scheint nicht in diesem Ausmaß davon betroffen zu sein. Belsky, Gilstrap und Rovine (1984) fanden, dass das Engagement des Vaters bei kindbezogenen Aktivitäten positiv mit seinem Engagement in der Partnerbeziehung korrelierte, als das Kind 1, 3 und 9 Monate alt war; diese Zusammenhänge trafen für die Mutter-Kind-Beziehung nur bei den ein Monat alten Kindern zu, nicht jedoch bei älteren Kindern. Auch in einer weiteren Studie konnten Volling und Belsky (1991) einen stärkeren Zusammenhang zwischen der Qualität der Partnerbeziehung einerseits und der Vater-Kind-Beziehung andererseits als zwischen Mutter-Kind-Beziehung und Partnerbeziehung nachweisen. Auch das Ausmaß der kognitiven und emotionalen Unterstützung der Mutter durch den Vater erwies sich als prädiktiv für die Erziehungskompetenz des Vaters. Diese Zusammenhänge konnten in weiteren Studien immer wieder bestätigt werden (Feldman/Nash/Aschenbrenner

1983; Gottman/Katz/Hooven 1997; Lamb/Elster 1985). Auch in der Scheidungsforschung wurde deutlich, dass eine konfliktreiche Partnerbeziehung mit Schwierigkeiten in der Ausgestaltung der Vater-Kind-Beziehung assoziiert ist (Fthenakis 1995).

Ähnlich wie die angelsächsische betrachtet auch die bundesrepublikanische Forschung seit geraumer Zeit die Qualität der Partnerbeziehung als eine wichtige Determinante der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung (Herlth 1993; Herlth/Böcker/Ossyssek 1995; Petzold/Nickel 1989). Herlth, Böcker und Ossyssek (1995) haben in Übereinstimmung mit anderen Studien gezeigt, dass die Ehequalität bedeutsamer für die Vater-Kind- als für die Mutter-Kind-Beziehung ist (vgl. auch Belsky/Rovine/Fish 1989; Brody/Pillegrini/Sigel 1986; Goldberg/Easterbrooks 1984).

Im deutschsprachigen Raum ist es insbesondere das Verdienst von Herlth (2001), auf die Zusammenhänge zwischen Ehequalität und Qualität der Vater-Kind-Beziehung hingewiesen zu haben. Er analysierte dazu die Daten der „Bielefelder Ehe- und Familienstudie“. Zur Bestimmung der Qualität der Vater-Kind-Beziehung (als Teilaspekt elterlicher Erziehungsqualität) greift Herlth das Unterstützungsverhalten des Vaters als Indikator heraus. Seine Annahme, dass väterliches Unterstützungsverhalten das kindliche Selbstwertgefühl beeinflusst, wird nicht nur durch frühere von ihm zitierte (siehe Herlth 2001; Herlth/Böcker/Ossyssek 1995), sondern auch durch neuere Studien (Amato 1997; Gottman/ Katz/Hooven 1997) bestätigt. Die Befunde von Herlth (2001) stützen ferner die Annahme, wonach die Qualität der Vater-Kind-Beziehung mit der Qualität der Partnerbeziehung zusammenhängt. Die Mutter-Kind-Beziehung dagegen scheint von der Qualität der Ehe weniger stark beeinflusst zu werden.

Der von Herlth herangezogene Erklärungsansatz greift auf die infolge fortschreitender Modernisierung der Familie zunehmende „Personalisierung“ der Beziehungen zurück, welche Männer veranlasse, ihre Vaterrolle vor allem über den unmittelbaren interpersonalen Umgang mit dem Kind zu definieren und ein liebevolles, unterstützendes Verhalten ihren Kindern gegenüber zu entwickeln. Er unterscheidet zwischen zwei Ebenen väterlicher Familienorientierung: (a) eine veränderte Geschlechtsrollenorientierung der Väter als Antwort auf den offensichtlichen Rollenwandel der Frau und (b) die tatsächliche Beteiligung der Väter im Haushalt. Die vom Autor postulierten Zusammenhänge zwischen Familienorientierung des Vaters und Ehequalität konnten bestätigt werden. Keinen Zusammenhang konnte Herlth zwischen Ehezufriedenheit und dem Ausmaß väterlicher Partizipation im Haushalt nachweisen, was ihn zu der Vermutung veranlasste, die Rollenorientierung und das Ausmaß an innerfamiliärer Partizipation der Väter seien Voraussetzung für die Qualität der Vater-Kind-Beziehung sowie väterliche Familienorientierung sei Voraussetzung für die Ehequalität.

In einem Pfadmodell konnte Herlth zeigen, dass das Ausmaß des väterlichen Unterstützungsverhaltens in besonders starker Weise von der Ehezufriedenheit der Mutter bestimmt wird. Unabhängig von der Ehequalität hätten aber auch die Rollenorientierung und das Rollenverhalten des Vaters einen deutlichen eigenständigen Effekt auf die Vater-Kind-Beziehung: Je stärker die Familienorientierung und die Teilnahme des Vaters an Haushaltstätigkeiten ausgeprägt sei, desto stärker werde

der Vater von den Kindern als responsiv-unterstützend erfahren. Ferner konnte Herlth indirekte Effekte der Familienorientierung des Vaters auf die Vater-Kind-Beziehung feststellen, die über die Ehequalität und die väterliche Beteiligung im Haushalt vermittelt würden: Die Familienorientierung des Vaters erweise sich sowohl als eine wesentliche Voraussetzung für Ehequalität als auch für die Beteiligung des Vaters an der Arbeit im Haushalt und beeinflusse so mittelbar die Vater-Kind-Beziehung. Damit könne man die Rollenorientierung des Vaters als einen entscheidenden Schlüsselfaktor für die Qualität der Vater-Kind-Beziehung betrachten. Herlth sieht somit die von ihm geäußerte Vermutung als bestätigt an, wonach die Ausgestaltung der Vaterrolle davon abhängt, wie die Väter generell in die Familienstruktur integriert seien. Väter, die von ihren Kindern als besonders unterstützend, d.h. liebevoll, anerkennend, akzeptierend und sensitiv erlebt werden, würden nicht nur mit großer Wahrscheinlichkeit auch von den Müttern als ebensolche Ehepartner erfahren, sondern seien auch stärker in der Binnenwelt der Familie (Haushalt und Kinderbetreuung) präsent und integriert. Für die Qualität der Mutter-Kind-Beziehung konnten Zusammenhänge in dieser Form nicht nachgewiesen werden.

Unbefriedigend bleibt nach wie vor die Beantwortung der Frage, warum diese Zusammenhänge für die Vater-Kind- und weniger für die Mutter-Kind-Beziehung vorzufinden seien. Herlth vertritt in Anlehnung an Böcker, Herlth und Ossyssek (1996) die Auffassung, dass eine „interpersonelle Sensitivität“ der Männer als Ergebnis einer Modernisierung der Männerrolle und weniger die Ehequalität dafür verantwortlich sei, dass als Pendant zur Doppelorientierung der Frau die Integration der Väter in die „Beziehungsarbeit“ auf der familialen Ebene erfolge: Wenn es zu einer Beeinträchtigung oder einer anderweitig bedingten geringen Ausprägung dieser Sensitivität komme, sei es plausibel, dass dann bei Vätern mögliche Störungen in den Ehebeziehungen mit hoher Wahrscheinlichkeit von Störungen in der Vater-Kind-Beziehung begleitet werden. Dies lasse sich als „binnenfamiliale Desintegration“ der Väter bezeichnen. Eine solche Desintegration der Väter auf der Beziehungsebene kann nach Herlth eine Retraditionalisierung der Vaterrolle zur Folge haben, und diese wiederum führe zu einer Verschlechterung der Vater-Kind-Beziehung. 1996 begann eine interessante Diskussion über mögliche Alternativerklärungen für diese Zusammenhänge, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann (vgl. hierzu Cowan 1996; Eisenberg 1996; Gottman/Katz/Hooven 1997; Katz/Gottman/Hooven 1996).

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wurde auf einige Arbeiten hingewiesen, die seit einigen Jahren die Diskussion um die (Neu-)Konzeptualisierung väterlichen Engagements und generell von Vaterschaft bestimmen und die gegenwärtig zur Befürwortung eines erweiterten Vaterschaftskonzeptes führen, das (zumindest) folgenden Anforderungen genügen sollte: Die bisherige Rolle des Vaters als „Ernährer“ der Familie ist als ein Bestandteil (von mehreren) guter Vaterschaft anzusehen (Christiansen 1997; Popenoe 1996); sowohl direkte als auch indirekte Beiträge des Vaters sind zu berücksichtigen; psychologischen, affektiven, kognitiven, ethischen und spirituellen

Manifestationen väterlicher Beteiligung ist verstärkte Aufmerksamkeit zu schenken; und die besondere Situation von außerhalb lebenden Vätern ist zu berücksichtigen. Vaterschaft sollte unter Einbeziehung der anderen Familienmitglieder und in unterschiedlichen Phasen des Familienentwicklungsprozesses konzeptualisiert werden. Das Konzept sollte ferner erlauben, nicht nur objektive Maße väterlicher Beteiligung, sondern auch subjektive Bewertungsmuster der Beteiligten über Vaterschaft zu erfassen. Väterliches Engagement sollte in seiner Einzigartigkeit (Popenoe 1996) und nicht (wie in manchen Fällen) relativ zum mütterlichen Engagement betrachtet werden (Hawkins/Palkovitz 1997). Schließlich sollte väterliches Engagement in unterschiedlichen historischen, kulturellen und sozialen Kontexten betrachtet werden. Bisherige Arbeiten, die das Ausmaß der in direkter Interaktion mit dem Kind verbrachte Zeit als zentrales Kriterium zur Bestimmung väterlichen Engagements verwenden, erlauben keine angemessene Einschätzung von Vätern für ihre Kinder und ihre Familien. Eine erweiterte Konzeptualisierung väterlicher Beteiligung wird hingegen erhebliche theoretische und praktische Vorteile mit sich bringen und uns helfen, den Beitrag des Vaters innerhalb der Familie und für die Entwicklung des Kindes angemessener zu untersuchen.

Literatur

- Amato, P.R.: More than money? Men's contributions to their children's lives. In: Booth, A./Crouter, A.C. (Hrsg.): Men in families: When do they get involved? What difference does it make? Hillsdale: Erlbaum 1997
- Amato, P.R./Booth, A.: A generation of risk: Growing up in an era of family upheaval. Cambridge: Harvard University Press 1997
- Bacher, J./Wilk, L.: Kleinstkindbetreuung in Oberösterreich. Projektbericht. Linz: Selbstverlag 1991
- Bacher, J./Wilk, L.: „Neue“ Väter? – ... nur dann, wenn es unbedingt sein muss ... In: Walter, H. (Hrsg.): Männer als Väter. Konstanz: Universitätsverlag 1997
- Barrett, R.L./Robinson, B.E.: Gay dads. In: Gottfried, A.E./Gottfried, A.W. (Hrsg.): Redefining families – Implications for children's development. London: Plenum 1994, S. 157-170
- Becker, G.S.: A treatise on the family. Cambridge: Harvard University Press 1991
- Belsky, J.: The determinants of parenting: A process model. Child Development 1984, 55, S. 83-96
- Belsky, J./Gilstrap, B./Rovine, M.: The Pennsylvania Infant and Family Development Project: Instability and change in mother-infant and father-infant interaction in a family setting at one, three and nine months. Child Development 1984, 55, S. 692-705
- Belsky, J./Rovine, M./Fish, J.: The developing family system. In: Gunnar, M. (Hrsg.): Minnesota Symposia of Child Psychology, Bd. 22: Systems and development. Hillsdale: Erlbaum 1989, S. 119-166
- Berk, S.F.: The gender factory. London: Plenum 1985
- Billar, H.B./Kimpton, J.L.: The father and the school-aged child. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): The role of the father in child development. New York: Wiley 1997, S. 143-161
- Blair, S.L./Johnson, M.P.: Wives' perceptions of the fairness of the division of household labor: The intersection of housework and ideology. Journal of Marriage and the Family 1992, 54, S. 570-581
- Blair, S.L./Lichter, D.T.: Measuring the division of housework: Gender segregation of housework among American couples. Journal of Family Issues 1991, 12, S. 91-113

- Blankenhorn, D.: *Fatherless America: Confronting our most urgent social problem*. New York: Basic Books 1995
- Böcker, S./Herth, A./Ossyssek, F.: *Modernität der Familie und Kompetenzentwicklung von Kindern – Konsequenzen familialer Rollenarrangements für die Entwicklung von Kindern*. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 1996, 16, S. 270-283
- Booth, A./Amato, P.R./Johnson, D.R./Edwards, J.N.: *Marital instability over the life course: Methodology report for fourth wave*. Lincoln: University of Nebraska-Lincoln, Department of Sociology 1993
- Booth, A./Crouter A.C.: *Men in families: When do they get involved? What difference does it make?* Hillsdale: Erlbaum 1997
- Bozett, F.W.: *Gay fathers: A review of the literature*. *Journal of Homosexuality* 1989, 18, S. 137-162
- Brody, G.H./Pillegrini, A.D./Sigel, I.E.: *Marital quality and mother-child interactions and father-child interactions with school-aged children*. *Developmental Psychology* 1986, 22, S. 291-296
- Brody, G.H./Stoneman, Z./Flor, D./McCrary, C./Hastings, L./Conyers, O.: *Financial resources, parent psychological functioning, parent co-caregiving, and early adolescent competence in rural two-parent African-American families*. *Child Development* 1994, 65, S. 590-605
- Bruce C./Fox, G.L.: *Measuring parental involvement among low-income White and African-American fathers*. Vortrag auf der 59. Annual Conference of the National Council on Family Relations „Fatherhood and motherhood in a diverse and changing world“. Arlington, 7-10.11.1997
- Burden, D.D.: *Single parents and the work setting: The impact of multiple jobs and homelife responsibilities*. *Family Relations* 1986, 35, S. 37-43
- Busch, S./Hess-Diebäcker, D./Stein-Hilbers, M.: *Den Männern die Hälfte der Familie, den Frauen mehr Chancen im Beruf*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1988
- Christiansen, S.L.: *Re-valuing the „good provider“ role: Family and economic policy*. Vortrag auf der 59. Annual Conference of the National Council on Family Relations „Fatherhood and motherhood in a diverse and changing world“. Arlington, 7-10.11.1997
- Christiansen, S.L./Palkovitz, R.: *Re-valuing the „good provider“ role: Family and policy implications*. Vortrag auf der 59. Annual Conference of the National Council on Family Relations „Fatherhood and motherhood in a diverse and changing world“. Arlington, 7-10.11.1997
- Cohen, T.F.: *What do fathers provide? Reconsidering the economic and nurturant dimensions of men as parents*. In: Hood, J.C. (Hrsg.): *Men, work, and family*. Newbury Park: Sage 1993, S. 1-22
- Cohen, T.F./Dolgin, K.G./Gaze, C.: *Both sides now: A two-generational assessment of emotional and psychological dimensions of father involvement*. Vortrag auf der 59. Annual Conference of the National Council on Family Relations „Fatherhood and motherhood in a diverse and changing world“. Arlington, 7-10.11.1997
- Coltrane, S./Ishii-Kuntz, M.: *Men’s housework: A life course perspective*. *Journal of Marriage and the Family* 1992, 54, S. 43-58
- Coverman, S.: *Explaining husbands’ participation in domestic labor*. *Sociological Quarterly* 1985, 26, S. 81-97
- Cowan, P.A.: *Meta-thoughts on the role of meta-emotion in children’s development: Comment on Gottman et al. (1996)*. *Journal of Family Psychology* 1996, 10, S. 277-283
- Cowan, C.P./Cowan, P.A.: *Men’s involvement in parenthood*. In: Berman, P.W./Pedersen, F.A. (Hrsg.): *Men’s transition to parenthood*. Hillsdale: Erlbaum 1987, S. 145-174
- Cowan, C.P./Cowan, P.A.: *When partners become parents: The big life change for couples*. New York: Basic Books 1992
- Crouter, A.C./Crowley, M.S.: *School-age children’s time alone with fathers in single- and dual-earner families: Implications for the father-child relationship*. *Journal of Early Adolescence* 1990, 10, S. 296-312

- Crouter, A.C./Perry-Jenkins, M./Huston, T.L./McHale, S.M.: Processes underlying father involvement in dual-earner and single-earner families. *Developmental Psychology* 1987, 23, S. 431-440
- Daly, K.J./Dienhart, A.: Stepping in time: The dance of father involvement. Vortrag auf der 59. Annual Conference of the National Council on Family Relations „Fatherhood and motherhood in a diverse and changing world“. Arlington, 7-10.11.1997
- Depner, C.E./Bray, J.H.: Nonresidential parenting: Multidimensional approaches in research, policy, and practice. In: Depner, C.E./Bray, J.H. (Hrsg.): *Nonresidential parenting. New vistas in family living*. Newbury Park: Sage 1993, S. 182-202
- Deutsch, F.M./Lozy, J.L./Saxon, S.: Taking credit: Couples' reports of contributions to child care. *Journal of Family Issues* 1993, 14, S. 421-437
- Doherty, W.J./Kouneski, E.F./Erickson, M.F.: Responsible fathering: An overview and conceptual framework. Report delivered to the Administration for Children and Families. Washington: Department of Health and Human Services 1996
- Dollahite, D.C.: A conceptual ethic or responsible fathering as generative work. Vortrag auf der 59. Annual Conference of the National Council on Family Relations „Fatherhood and motherhood in a diverse and changing world“. Arlington, 7-10.11.1997
- Dollahite, D.C./Hawkins, A.J./Brotherson, S.E.: Fatherwork: A conceptual ethic of fathering as generative work. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): *Generative fathering: Beyond deficit perspectives*. Thousand Oaks: Sage 1997, S. 17-35
- Douthitt, R.A.: The division of labor within the home: Have gender roles changed? *Sex Roles* 1989, 20, S. 693-704
- Eisenberg, N.: Meta-emotion and socialization of emotion in the family – A topic whose time has come: Comment on Gottman et al. (1996). *Journal of Family Psychology* 1996, 10, S. 269-276
- Erikson, E.: *Childhood and Society*. New York: Norton 1963
- Fassinger, P.A.: Meanings of housework for single fathers and mothers. In: Hood, J.C. (Hrsg.): *Men, work, and family*. London: Sage 1994, S. 195-216
- Feldman, S.S./Nash, S.C./Aschenbrenner, B.G.: Antecedents of fathering. *Child Development* 1983, 54, S. 1628-1636
- Ferree, M.M.: The gender division of labor in two earner marriages: Dimensions of variability and change. *Journal of Family Issues* 1991, 12, S. 158-180
- Fthenakis, W.E.: *Väter*. 2 Bde. München: Urban/Schwarzenberg 1985
- Fthenakis, W.E.: Ehescheidung als Transition im Familienentwicklungsprozess. In: Perrez, M./Lambert, J.-L./Ermert, C./Plancheral, B. (Hrsg.): *Familie im Wandel*. Freiburger Beiträge zur Familienforschung. Bern: Huber 1995, S. 63-95
- Fthenakis, W.E.: Intergenerative familiäre Beziehungen nach Scheidung und Wiederheirat aus Sicht der Großeltern. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 1998, 18, S. 152-167
- Fthenakis, W.E./Eckert, M.: Präventive Hilfen für Familien in Familienbildung und Beratung. In: Macha, H./Mauermann, L. (Hrsg.): *Brennpunkte der Familienerziehung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1997, S. 219-239
- Fthenakis, W.E./Niesel, R./Kunze, H.-R.: *Ehescheidung – Konsequenzen für Eltern und Kinder*. München: Urban/Schwarzenberg 1982
- Fthenakis, W.E./Oberndorfer, R.: Alleinerziehende Väter. In: Ries, R. von/Fiedler, K. (Hrsg.): *Die verletzlichen Jahre. Handbuch zur Seelsorge an Kindern und Jugendlichen*. München: Kaiser 1992
- Gershuny, J./Robinson, J.P.: Historical changes in the household division of labor. *Demography* 1988, 25, S. 537-552
- Goldberg, W.A./Easterbrooks, M.A.: The role of marital quality in toddler development. *Developmental Psychology* 1984, 20, S. 504-514
- Greenstein, T.N.: Husbands' participation in domestic labor: Interactive effects of wives' and husbands' gender ideologies. *Journal of Marriage and the Family* 1996, 58, S. 585-595

- Griebel, W.: Aufgabenteilung in der Familie: Was übernehmen Mutter, Vater, Kind (und Großmutter)? *Zeitschrift für Familienforschung* 1991, 3, S. 21-53
- Gottman, J.M./Katz, L.F./Hooven, C.: *Meta-emotion. How families communicate emotionally.* Mahwah: Erlbaum 1997
- Harris, K.M./Morgan, S.P.: Fathers, sons and daughters: Differential paternal involvement in parenting. *Journal of Marriage and the Family* 1991, 53, S. 531-544
- Hawkins, A.J./Dollahite, D.C.: *Generative fathering: Beyond deficit perspectives.* Thousand Oaks: Sage 1997
- Hawkins, A.J./Palkovitz, R.: Beyond ticks and clicks: The need for more diverse and broader conceptualizations and measures of father involvement. Vortrag auf der 59. Annual Conference of the National Council on Family Relations „Fatherhood and motherhood in a diverse and changing world“. Arlington, 7-10.11.1997
- Herlth, A.: Die Bedeutung von Partnerbeziehungen für die Qualität der Familienerziehung. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 1993, B17, S. 23-39
- Herlth, A.: Ressourcen der Vaterrolle – familiäre Bedingungen der Vater-Kind-Beziehung. In: Walter, H. (Hrsg.): *Männer als Väter.* Konstanz: Universitätsverlag 2001
- Herlth, A./Böcker, S./Ossyssek, F.: Ehebeziehungen und Kompetenzentwicklung von Kindern. In: Nauck, B./Onnen-Isemann, C. (Hrsg.): *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung.* Neuwied: Luchterhand 1995, S. 221-235
- Hiller, D.V./Philliber, W.W.: The division of labor in contemporary marriage: Expectations, perceptions, and performance. *Social Problems* 1986, 33, S. 191-201
- Hochschild, A.R.: The economy of gratitude. In: Franks, D.D./McCarthy, E.D. (Hrsg.): *The sociology of emotions: Original essays and research papers.* Greenwich: JAI Press 1989a, S. 95-113
- Hochschild, A.R.: *The second shift: Working parents and the revolution at home.* New York: Viking 1989b
- Höpfinger, F./Charles, M.: Innerfamiliäre Arbeitsteilung. Mikro-soziologische Erklärungsansätze und empirische Beobachtung. *Zeitschrift für Familienforschung* 1990, 2, S. 87-113
- Hosley, C.A./Montemayor, R.: Fathers and adolescents. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *The role of the father in child development.* New York: Wiley 1997, S. 162-178
- Ihinger-Tallman, M./Pasley, K./Buehler, C.: Developing a middle-range theory of father involvement postdivorce. *Journal of Family Issues* 1993, 14, S. 550-571
- Jain, A./Belsky, J./Cnic, K.: Beyond fathering behaviors: Types of dads. *Journal of Family Psychology* 1996, 10, S. 431-442
- Kamo, Y.: Determinants of household division of labor. *Journal of Family Issues* 1988, 9, S. 177-200
- Katz, L.F./Gottman, J.M./Hooven, C.: Meta-emotion philosophy and family functioning: Reply to Cowan (1996) and Eisenberg (1996). *Journal of Psychology* 1996, 10, S. 284-291
- Keddi, B./Seidenspinner, G.: Arbeitsteilung und Partnerschaft. In: Bertram, H. (Hrsg.): *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen.* Opladen: Leske/Budrich 1991, S. 159-192
- Kössler, R.: Arbeitsbedingungen ausgewählter privater Haushalte in Baden-Württemberg. Materialien und Berichte der Familienwissenschaftlichen Forschungsstelle, Heft 12. Stuttgart: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg 1984
- Kotelchuck, M.: The infant's relationship to the father: Experimental evidence. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *The role of the father in child development.* New York: Wiley 1976, S. 329-344
- Krüsselberg, H.G./Auge, M./Hilzenbrecher, M.: *Verhaltenshypothesen und Familienzeitbudgets. Die Ansatzpunkte der "Neuen Haushaltsökonomik" für Familienpolitik.* Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 182. Stuttgart: Kohlhammer 1986
- Künzler, J.: *Familiale Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit.* Bielefeld: Kleine 1994
- Künzler, J.: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Die Beteiligung von Männern im Haushalt im internationalen Vergleich. *Zeitschrift für Frauenforschung* 1995, 13, S. 115-132

- Kurdek, L.A./Berg, B.: Children's Beliefs About Parental Divorce Scale: Psychometric characteristics and concurrent validity. *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 1987, 55, S. 712-718
- Lamb, E.M. (Hrsg.): *The role of the father in child development*. New York: Wiley 1976
- Lamb, E.M.: Father-infant and mother-infant interaction in the first year of life. *Child Development* 1977, 48, S. 167-181
- Lamb, M.E.: Fathers and child development: An integrative overview. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *The role of the father in child development*. New York: Wiley 1981, S. 1-70
- Lamb, M.E.: The changing roles of fathers. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *The father's role. Applied perspectives*. New York: Wiley 1986, S. 3-28
- Lamb, M.E.: *The father's role: Cross-cultural perspectives*. Hillsdale: Erlbaum 1987
- Lamb, M.E./Elster, A.B.: Adolescent mother-infant-father relationships. *Developmental Psychology* 1985, 21, S. 768-773
- LaRossa, R.: Fatherhood and social change. *Family Relations* 1988, 37, S. 451-457
- LaRossa, R.: *The modernization of fatherhood*. Chicago: University of Chicago Press 1997
- Lerman, R.L./Ooms, T.J.: *Young unwed fathers*. Philadelphia: Temple University Press 1993
- Levine, J.A./Pitt, E.W.: *New expectations: Community strategies for responsible fatherhood*. New York: Families and Work Institute 1995
- Lewis, C.: Fathers and preschoolers. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *The role of the father in child development*. New York: Wiley 1997, S. 121-142
- Marsiglio, W.: Parental engagement activities with minor children. *Journal of Marriage and the Family* 1991, 53, S. 973-986
- Metz-Göckel, S./Müller, U.: *Der Mann. Die BRIGITTE-Studie*. Weinheim: Beltz 1986
- Meyer, S./Schulze, E.: Nichtehele Lebensgemeinschaften. Eine Möglichkeit zur Veränderung des Geschlechterverhältnisses? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1988, 40, S. 337-356
- Minton, C./Pasley, K.: Father's parenting role identity and father involvement: A comparison of nondivorced and divorced nonresident fathers. *Journal of Family Issues* 1996, 17, S. 26-45
- Mott, F.L.: When is a father really gone? Paternal-child contact in father-absent homes. *Demography* 1990, 27, S. 499-517
- Nauck, B.: *Erwerbstätigkeit und Familienstruktur. Eine empirische Analyse des Einflusses familiärer Ressourcen auf die Familien und die Belastung von Vätern und Müttern*. München: DJI-Verlag 1987
- Nave-Herz, R.: *Die Bedeutung des Vaters für den Sozialisationsprozess seiner Kinder – Eine Literaturexpertise. HG-Materialien zur Frauenforschung, Bd. 3*. Hannover: Institut Frau und Gesellschaft 1985, S. 45-75
- Nugent, J.K.: Cultural and psychological influences on the father's role in infant development. *Journal of Marriage and the Family* 1991, 53, S. 475-485
- Oberndorfer, R.: Aufgabenteilung in Partnerschaften. In: Nauck, B. (Hrsg.): *Lebensgestaltung von Frauen. Eine Regionalanalyse zur Integration von Familien- und Erwerbstätigkeit im Lebensverlauf*. München: Juventa 1993, S. 145-175
- ÖAKT (Hrsg.): *Elternberufstätigkeit und Kindesentwicklung*. Wien: Selbstverlag 1988
- ÖSTZ (Hrsg.): *Haushalt – Kinder – Beruf. Ergebnisse des Mikrozensus 1983. Beiträge zur österreichischen Statistik, Heft 775*. Wien: Selbstverlag 1985
- Palkovitz, R.: Predictors of Involvement in first time fathers. *Dissertation Abstracts International* 1980, 41, 096
- Palkovitz, R.: Parental attitudes and fathers' interactions with their 5-month-old infants. *Developmental Psychology* 1984, 20, S. 1054-1091
- Palkovitz, R.: Men's perceptions of the effects of fathering on their adult development and life-course. Vortrag beim National Council on Family Relations in Minneapolis, November 1994
- Palkovitz, R.: Parenting as a generator of adult development: Conceptual issues and implications. *Journal of Social and Personal Relationships* 1996a, 13, S. 571-592

- Palkovitz, R.: Provisional balances: Fathers' perceptions of the politics and dynamics of involvement in family and career development. Vortrag auf der Annual Conference des National Council on Family Relations. Kansas City, November 1996b
- Palkovitz, R.: Reconstructing „involvement“: Expanding conceptualizations of men's caring in contemporary families. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): Generative fathering: Beyond deficit perspectives. Thousand Oaks: Sage 1997, S. 200-216
- Palkovitz, R./Christiansen, S./Dunn, C.: Provisional balances: Fathers' perceptions of the politics and dynamics of involvement in family and career development. Michigan Family Review 1998, 3, S. 45-64
- Parke, R.D.: Fathers and families. In: Bornstein, M.H. (Hrsg.): Handbook of parenting, Bd. 3: Status and social conditions of parenting. Mahwah: Erlbaum 1995, S. 27-63
- Parsons, T./Bales, R.F.: Family socialization and interaction process. Glencoe: Free Press 1955
- Pasley, K./Minton, C.: Generative fathering after divorce and remarriage: Beyond the „disappearing dad“. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): Generative fathering: Beyond deficit perspectives. Thousand Oaks: Sage 1997, S. 118-133
- Perry-Jenkins, M./Crouter, A.C.: Men's provider-role attitudes: Implications for household work and marital satisfaction. Journal of Family Issues 1990, 11, S. 136-156
- Petzold, M./Nickel, H.: Grundlagen und Konzept einer entwicklungspsychologischen Familienforschung. Psychologie in Erziehung und Unterricht 1989, 36, S. 241-257
- Pleck, J.H.: Working wives/working husbands. London: Sage 1985
- Pleck, J.H.: Are „family-supportive“ employer policies relevant to men? In: Hood, J.C. (Hrsg.): Men, work, and family. London: Sage 1993, S. 217-237
- Pleck, J.H.: Paternal involvement: Levels, sources, and consequences. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): The role of the father in child development. New York: Wiley 1997, S. 66-103
- Popenoe, D.: Life without father. Compelling new evidence that fatherhood and marriage are indispensable for the good of children and society. New York: The Free Press 1996
- Presser, H.B.: Employment schedules among dual-earner spouses and the division of household labor by gender. American Sociological Review 1994, 59, S. 348-364
- Pross, H.: Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihr Bild von der Frau. Reinbek: Rowohlt 1978
- Radin, N.: Primary-caregiving fathers in intact families. In: Gottfried, A.E./Gottfried, A.W. (Hrsg.): Redefining families: Implications for children's development. New York: Plenum 1994, S. 11-54
- Radin, N./Russell, G.: Increased father participation and child development outcomes. In: Lamb, M.E./Sagi, A. (Hrsg.): Fatherhood and social policy. Hillsdale: Erlbaum 1983, S. 191-218
- Rhoden, J.L./Robinson, B.E.: Teen dads: A generative fathering perspective versus the deficit myth. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): Generative fathering: Beyond deficit perspectives. Thousand Oaks: Sage 1997, S. 105-117
- Risman, B./Schwartz, P. (Hrsg.): Gender in intimate relationships: A microstructural approach. Belmont: Wadsworth 1989
- Robinson, J.P.: Who's doing the housework? American Demographics 1988, 10, S. 24-28
- Robinson, P./Andreyenkov, V.G./Patrushev, V.D.: The rhythm of everyday life: How Soviet and American citizens use time. Boulder: Westview 1988
- Ross, C.E.: The division of labor at home. Social Forces 1987, 65, S. 816-833
- Russell, G.: Problems in role-reserved families. In: Lewis, C./O'Brien, M. (Hrsg.): Reassessing fatherhood: New observations on fathers and the modern family. London: Sage 1987, S. 161-182
- Ryffel-Gericke, C.: Männer in Familie und Beruf. Diesenhofen: Rüegger 1983
- Schmidt-Denter, U.: Die soziale Umwelt des Kindes. Berlin: Springer 1984
- Schulz, R.: Unterschiede in der Zeiteinteilung von erwerbstätigen Frauen und deren Entlastung durch Partner und/oder Kinder. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 1990, 16, S. 207-236
- Snarey, J.: How fathers care for the next generation: A four decade study. Cambridge: Harvard University Press 1993

- Strümpel, B./Prenzel, W./Schulz, J. et al.: Teilzeit arbeitende Männer und Hausmänner. Beiträge zur Sozialökonomik der Arbeit, Band 16. Berlin: Ed. Sigma 1988
- Thiessen, V./Rohlinger, H.: Die Verteilung von Aufgaben und Pflichten im ehelichen Haushalt. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1988, 40, S. 640-658
- Thompson, L./Walker, A.J.: Gender in families. Journal of Marriage and Family 1989, 51, S. 845-871
- US Bureau of Census: Who's minding the kids? Child care arrangement: Winter 1986-1987. Current Population Reports, Series TP-70, Nr. 20. Washington: Selbstverlag 1990
- van der Lippe, T./Sieggers, J.J.: Division of household and paid labor between partners: Effects of relative wage rates and social norms. Kyklos 1994, 47 (1), S. 109-136
- Volling, B.L./Belsky, J.: Multiple determinants of father involvement during infancy in dual-earner and single-earner families. Journal of Marriage and the Family 1991, 53, S. 461-474
- Volling, B.L./Belsky, J.: The contribution of mother-child relationships to the quality of sibling interaction: A longitudinal study. Child Development 1992, 63, S. 1209-1222
- Werneck, H.: Belastungsaspekte und Gratifikationen beim Übergang zur Vaterschaft. Psychologie in Erziehung und Unterricht 1997, 44, S. 276-288
- West, C./Zimmermann, D.: Doing gender. Gender and Society 1987, 1, S. 125-151
- Wicki, W.: Übergänge im Leben der Familie. Veränderungen bewältigen. Bern: Huber 1997
- Woodworth, S./Belsky, J./Cnic, K.: The determinants of fathering during the child's second and third years of life: A developmental analysis. Journal of Marriage and the Family 1996, 58, S. 679-692